

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Sonntagsarbeit und Arbeitslohn.

Durch die Blätter geht eine Notiz, nach welcher ein rheinischer Industrieller, ein Mitglied der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerks-Genossenschaft, ausgerechnet haben will, welchen Schaden die Arbeiterbevölkerung durch „eine gänzliche Einstellung der Arbeit an Sonntagen“ davon tragen würde. Das Wie dieser Berechnung erfahren wir leider nicht; wir erfahren nur die Resultate derselben. „Bisher“, so heißt es in der Notiz, „wurden an Sonntagen Ausbesserungen an Puddel-, Schweiß- oder Wärmesäfen, Revisionen, bezw. Reparaturen an sämtlichen Maschinen, Dampfhammern und Walzenstrahlen, das Reinigen der Dampfessel, das Aufräumen in der Hütte sowie auf dem Platze und das Entladen der am Sonntag, bezw. Feiertag zugestellten Eisenbahnwaggons ausgeführt. Wird die Ausführung solcher Arbeiten an Sonn- und Feiertagen untersagt, so muß notwendigerweise eine weitere Kürzung der wirklichen Betriebstage erfolgen, so daß im ganzen nur 216 wirkliche Betriebstage verbleiben würden. Für die Arbeiter würde das nach der eingehenden Berechnung des rheinischen Fachmannes, der seiner Aufstellung die Verhältnisse eines Resselplattenwalzwerkes mit einer Arbeiterzahl von 375 Mann zu Grunde legt, einen Ausfall an Arbeitslohn von 190 Mark pro Mann und Jahr ausmachen. Auf Grund dieser Zahlen ergibt sich für die der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerks-Genossenschaft angehörenden 80 000 Arbeiter ein jährlicher Verlust an Arbeitslohn von rund 15 Mill. Mark.“

Das wirft ja ein merkwürdiges Licht, auf die Unternehmer in der rheinischen Hütten- und Walzwerks-Genossenschaft. Wenn die Sonntagsarbeit verboten würde, so könnten sich diese Herren demnach eine Ausgabe von fünfzehn Millionen Mark ersparen. Diese fünfzehn Millionen würden zwar nicht gerade Unternehmergewinn oder Dividende werden, allein ein Ausfall von 15 Millionen im Ausgabebudget müßte jedem Unternehmer doch etwas sehr Angenehmes sein. Und diese Unternehmer der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerks-Genossenschaft wollen die Abschaffung der Sonntagsarbeit nicht haben, nur damit die fünfzehn Millionen den Arbeitern nicht entgehen? Das sind doch die großmütigsten und edelstimmigsten Leute auf dem Erdenrund!

Doch Spaß bei Seite — wir wollen die Sache ernsthaft betrachten. Und da müssen wir auf den prinzipiellen Gehalt der Forderung der Sonntagsruhe zurückgehen.

Wir haben immer betont, daß die Forderung der Sonntagsruhe nur eine untergeordnete Angelegenheit und überhaupt nicht durchgreifend zu erledigen ist, so lange nicht eine

allgemeine Fabrikgesetzgebung die Abkürzung der Arbeitszeit für den einzelnen Arbeiter auch allgemein durchführt. Daher kommt es, daß auch Ausnahmen gemacht werden müssen, wie dies von allen Parteien zugegeben wird. Es ist offenbar, daß man die großen Schmelz- und Hochofen über die Sonn- und Feiertage nicht ausblasen kann, es mag sein, daß man auch zuweilen oder regelmäßig Reparaturen und Reinigungen an den Maschinen vornehmen muß, die nicht aufgeschoben sind. Was wir aber bestreiten, ist die Behauptung, daß diese Art und Weise der Einrichtung ein Hindernis wäre, dem Arbeiter einen vollen Ruhetag innerhalb sieben Tagen zu gewähren. Wir wollen nur auf den Eisenbahn- und Postbetrieb hinweisen; dort darf auch keine Unterbrechung des Betriebs eintreten und doch ist es leicht möglich, wenn man nur will, den Post- und Eisenbahnbediensteten einen Ruhetag in der Woche zu gewähren, was unseres Wissens freilich nicht so geschieht, wie es geschehen sollte. Hier tritt eben der Unterschied zwischen Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung scharf hervor. Es kann nicht durchaus darauf ankommen, ob der Ruhetag, den der Arbeiter hat, gerade immer der Sonntag ist. Wenn man starr am Sonntag festhält, so bleibt die Industrie in Verbindung mit dem Verkehr in vielen Fällen die siegende Nacht. Auch die frommen Engländer, die sonst, wo es anging, die Sonntagsheiligung gewiß strikte durchgeführt haben, und am Sonntag kaum ungestört einen Schoppen trinken können, sind nicht im Stande, eine Einstellung ihres Eisenbahnverkehrs am Sonntag zu bewirken. Vielleicht wünscht auch Niemand eine solche.

Was hätte also einzutreten in solchen Fällen, wo, wie bei der rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerks-Genossenschaft, eine gewisse Summe von Arbeit am Sonntag unerlässlich ist, vorausgesetzt, daß die in der Eingang dieses Artikels angeführten Zeitungsnotiz enthaltenen Angaben durchweg richtig sind?

Run, da hätte eben das sogenannte Ablösungssystem einzutreten. Die Arbeiter, welche die unerlässlichen Arbeiten am Sonntag zu verrichten hätten, müßten dann einen vollen Ruhetag in der Woche haben. Und da Vielen der Ruhetag in der Woche nicht so angenehm ist, als am Sonntag der Vergnügungen und des Verkehrs mit Anderen wegen, so müßte das Ablösungssystem so eingerichtet werden, daß für den einzelnen Arbeiter der Ruhetag einmal auf den Sonntag, ein andermal auf den Wochentag fiel.

Aber dann entgeht den Arbeitern immer noch ein Theil der fünfzehn Millionen, wird man sagen.

Run, wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Abschaffung der Sonntagsarbeit in Verbindung stehen muß mit

einer umfassenden Fabrikgesetzgebung, wenn sie zur richtigen Geltung kommen soll. Die Einführung eines 8-, 9 oder auch nur 10 stündigen Normalarbeitstages, Abschaffung der Kinder-, Einschränkung der Frauenarbeit in Verbindung mit Abschaffung der Sonntagsarbeit, würde der letzteren Maßregel ein ganz anderes Gepräge geben. Bald würde sich eine bestimmte wöchentliche Arbeitszeit feststellen. Wenn der Arbeiter nun einmal genöthigt wäre, am Sonntage unerlässliche Arbeit zu verrichten, so würde diese Arbeit dadurch höher angeschlagen, daß für den Ruhetag in der Woche kein Abzug am Lohn zu machen wäre. Denn in den Fällen, wo Sonntagsarbeit einmal nothwendig ist, schadet es nichts, wenn sie, wie in diesem Falle, höher bezahlt wird.

Da werden nun die Unternehmer rufen und in der ganzen rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerks-Genossenschaft wird es widerhallen: „Aber dann haben wir ja noch mehr zu zahlen als bisher!“
Aha! Das ist es auch, was wir wollten. Die Abschaffung der Sonntagsarbeit läßt sich ganz gut so einrichten, daß der Verdienst der Arbeiter dadurch nicht geschmälert wird; höchstens die Dividende könnte einigermassen darunter leiden.

In hunderten von Berufen wird die Sonntagsarbeit theurer bezahlt als die Wochenarbeit, warum sollten die Arbeiter nicht dasselbe verlangen können für die im Ganzen nicht allzu zahlreichen Fälle, in denen sich die Sonntagsarbeit nicht aufschieben läßt?

Politische Uebersicht.

„Man darf das Sozialistengesetz nicht versumpfen lassen“, meinte der bekannte nationalliberale Dr. Gneist, in einer am 11. ds. Mts. in Kreuznach stattgefundenen Wähler-versammlung. Einige Beschränkungen für öffentliche Versammlungen und Massendemonstrationen müßten vielleicht beibehalten werden, dagegen scheine ihm der Zeitpunkt gekommen, der für die sozialdemokratische Presse die Aufhebung des Ausnahmengesetzes zulasse. — Im Frühjahr 1878 äußerte Herr v. Bennigsen seine Ueberzeugung zum Sozialistengesetz im Reichstage dahin, daß das Maß von Agitationskraft, wie sie in einem solchen Gesetze liege, bei weitem das überwiege, was etwa der bisherigen Agitation im Einzelnen durch die sozialistische Demagogie entzogen werden könne. — Man kann also einigermassen darauf gespannt sein, wie sich die Herren bei der in der nächsten Session des Reichstages zur Sprache kommenden Verlängerung dieses Gesetzes verhalten werden. Daß das Sozialistengesetz seinen Zweck verfehlt hat, wird von allen Parteien jetzt anerkannt. Das Vordringen sozialistischer Ideen hat das Ausnahmengesetz nicht verhindert und wird es auch niemals verhindern können, ebensowenig kann es die Ausschreitungen einzelner exaltirter Menschen verhindern. Mitbin ist es überflüssig und seine Beseitigung müßte von allen denen verlangt werden, die

Tagelöhnerin. Er war Hausarzt Ihres Onkels, des Generals v. Studmann, und als die Frau Generalin ihrer Niederkunft nahe war, wurde der Doktor Wieland zugezogen. Die Ereignisse jener Nacht werden Ihnen bekannt sein. Es war eine schwere Niederkunft, der Doktor hatte eben das Kind in die Arme der Wärterin gelegt, als er in die Gemächer des Generals beschieden wurde. Der General hatte schon seit mehreren Tagen sich leidend gefühlt, die furchtbare Aufregung, hervorgerufen durch die begründete Besorgniß, die geliebte Gattin verlieren zu können, wird ihm den Rest gegeben und die Blutergießung ins Gehirn bewirkt haben. Der Doktor fand eine Leiche, ein Gehirnschlag hatte den General getödtet.“

„Und, verzeihen Sie die Unterbrechung, machte sich gar kein Verdacht geltend, daß der General möglicherweise eines unnatürlichen Todes gestorben sein könne?“

Der Staatsanwalt blickte den jungen Mann be fremd an.

„Rein,“ erwiderte er, „worauf auch hätte dieser Verdacht sich stützen sollen? Jeder Verdacht muß vor allen Dingen eine glaubwürdige Grundlage haben, die hier vollständig fehlte. Wenn hätte der Tod des Generals Vortheil bringen können? Starb das Kind auch, dessen Leben doch an einem sehr dünnen Faden hing, dann war Ihr Herr Vater der Universalerbe. Der General war ein alter Herr, und sein plötzlicher Tod konnte Niemand befremden und noch weniger Argwohn erwecken. Der Doktor lehrte, nachdem er das Ableben des Generals konstatiert hatte, in das Zimmer der Wöchnerin zurück, traf hier alle nöthigen Anordnungen und betrug darauf sein Pferd, um nach Hause zu reiten. Der Morgen graute schon, als er den Heimweg antrat, einige Stunden später fand man die Leiche des Arztes in einem kleinen Gehölz, durch welches der Weg vom Schlosse zur Stadt führt. Dieser Weg besteht heute noch, er kann nur von Fußgängern und Reitern benutzt werden, während man zu Wagen die Landstraße benutzen muß. Der Doktor hat jenen näheren Weg gewählt, und der Mörder muß das voraus gewußt haben, denn es läßt sich schwer annehmen, daß die Begegnung eine zufällige gewesen sein soll. Ein Schuß hatte den Arzt niedergestreckt, die Kugel

Feuilleton.

Die Hand der Nemesis.

Roman

von Ewald August Adnig.

(Fortsetzung.)

Daß er sich außerdem eine willkommene Gelegenheit verschaffe, seiner schönen Kousine näher zu treten, war eine persönliche Angelegenheit, die Niemanden etwas anging, und aus der auch kein Vorwurf ihm gemacht werden konnte.

Siegfried ahnte nicht, wie nahe er schon der Lösung jener Fragen war.

Er speiste mit seinem Vater gemeinschaftlich an der Tafel eines Gasthofes. Der alte Herr hatte sich nach dem Tode seiner Gattin nicht entschließen können, eine Haushälterin zu engagiren, und wenn auch mitunter die Gasthofs-lüche seinem Geschmad nicht zusagte, so fand er doch stets an der Tafel eine heitere Gesellschaft, von der er sich gerne über alles Interessante, was er zu wissen wünschte, unterrichten ließ.

Siegfried hatte sich in diese Gewohnheit seines Vaters hineingefunden, Vater und Sohn tranken nach der Tafel eine Tasse Kaffee und plauderten dabei über persönliche Angelegenheiten, und der Assessor wollte auch heute das Plauderstündchen benutzen, um dem alten Herrn seine Begegnung mit Rabe und die aus derselben entsprungnen Folgen mitzutheilen.

Aber es sollte nicht dazu kommen.

Die Tafel war noch nicht aufgehoben, als ein Kellner dem Assessor meldete, daß der Staatsanwalt in einer dringenden Angelegenheit mit ihm zu reden wünsche.

Diesem Verlangen mußte Siegfried ungesäumt Folge geben, und der Kellner führte ihn in ein Zimmer, in welchem der Staatsanwalt ihn erwartete.

„Ich bedaure recht sehr, daß ich Sie in einer so angenehmen Beschäftigung stören muß,“ sagte der Staats-

anwalt, einen scherzenden Ton anschlagend, „aber beim besten Willen ließ sich das nicht vermeiden.“

„Wenn die Pflicht ruft, muß jede Rücksicht schweigen,“ erwiderte Siegfried. „Der Kellner meldete mir, es sei eine dringende Angelegenheit.“

„Eine sehr dringende sogar,“ fiel der Staatsanwalt ihm ins Wort. „Ich habe zwar meine ersten Maßregeln schon getroffen, aber bevor wir einschreiten, muß ich Sie über den Fall unterrichten, da Ihnen derselbe wohl unbekannt sein wird. Es betrifft einen Mord, der vor neunzehn Jahren begangen worden ist.“

„Die Ermordung des Doktor Wieland?“ fragte Siegfried hastig.

„Jawohl. Wie kommen Sie darauf?“

„Ich lernte heute Morgen zufällig den Bruder meiner Tante, der Generalin Studmann, kennen, mit ihm und dem Justizrath Walter sprach ich über jenes Verbrechen.“

„Die Einzelheiten sind Ihnen also bekannt?“

„Rein, aber ich hatte mir vorgenommen, heute noch die Untersuchungsakten zu studiren, und die Untersuchung, wenn auch vorläufig nur im Geheimen, wieder zu eröffnen.“

„Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen,“ sagte der Staatsanwalt kopfschüttelnd, während er mit dem seidnen Taschentuch die Gläser seiner Brille abrieb. „Sie beschließen, die Untersuchung wieder aufzunehmen, die seit neunzehn Jahren geschlossen ist, und an demselben Tage wird der Mörder entdeckt.“

„Er ist bereits entdeckt?“ fragte Siegfried überrascht.

„Wenigstens glaube und hoffe ich es. Aber wenn Sie die Einzelheiten nicht kennen, so muß ich Sie in aller Kürze damit bekannt machen. Der Doktor Wieland war ein gesuchter Arzt, beliebt und geachtet wegen seiner strengen Rechtlichkeit, seiner gediegenen Kenntnisse und selbst, wenn ich mich so ausdrücken darf, wegen seiner Grobheit, mit der fast jedes Rezept gewürzt wurde, und die stets den Nagel auf den Kopf traf. Arm oder reich, hoch oder niedrig, jeder Patient war in seinen Augen eben nichts weiter als ein Patient, der sich seinen Anordnungen ohne Widerrede fügen mußte, und die Nerven der gnädigen Gräfin galten ihm keinen Pfifferling mehr, als die Nerven einer

noch einen Funken Freiheitsgefühl in der Brust tragen. Aber nicht halb darf dieses geschehen, die Versammlungsfreiheit ist eben so wichtig wie die Pressfreiheit, die eine darf so wenig gefesselt sein wie die andere. Wie die Nationalliberalen sich zur Aufhebung des Ausnahmegesetzes stellen werden, ist indes, trotz der Reden der Herren Bennigsen und Gneiss, vorauszuversagen; wer von diesen „Mannesfeelen“ eine männliche That erwartet, der giebt sich einer groben Täuschung hin.

Ueber den Charakter der Berliner liberalen Presse äußert sich der ultramontane „Westphäl. Merkur“ folgendermaßen:

„Das die Berliner liberale Presse die bei weitem gemeinste in ganz Deutschland ist, sieht man jetzt deutlich anlässlich des Prozesses Graef. Die liberalen Provinzialblätter, wie der „Hann. Kur.“, die „Rhein. Westf. Ztg.“ u. dergleichen, betragen sich ganz anständig, aber die Berliner Blätter — auch die angesehensten — schreiben, als ob sie alle von Louis redigirt würden.“

Der „Westph. Merkur“ würde gut thun, seinen kritischen Maßstab auch an die Berliner konservativen Blätter und an die seiner eigenen Partei zu legen. Im Uebrigen hat er nicht so ganz Unrecht, wenn er dem „Louisium“ einen großen Einfluss auf die Presse zuschreibt. Nur ist zu bemerken, daß es das höhere Louisium ist, welches im Bunde mit der höheren Demimonde jetzt seine Organe feiert.

Deutsche Akademische Vereinigung. Am 18. Oktober soll auf der Wartburg auf Einladung des Professors Hädel zu Jena und Dr. Küsters zu Berlin eine Versammlung zur Gründung der „Deutschen Akademischen Vereinigung“ stattfinden. Teilnehmer können werden akademisch gebildete Männer; politische Grenzen werden nicht gezogen. Es soll ein Bund der „Mittler vom Geiste“ sein. Der Statutenentwurf giebt als Zweck des Vereins folgendes an: „1. das deutsch-nationale Bewußtsein zu heben und das Deutschtum, wo es sich findet, zu kräftigen und zu unterstützen; 2. anzulämpfen gegen eine zerstückende, selbstsüchtig materialistische, servile, fieberhafte und verweichlichende Betätigung und einzutreten für die Heranbildung von körperlich kräftigen, von sittlichen, von selbstständigen, charakterfesten Männern; 3. diese ihre Anschauungen und Ziele besonders in der akademischen Jugend zu verbreiten; 4. alle in der akademischen Jugend auftretenden Bestrebungen mit Rath und That zu unterstützen, welche aus Erziehung zu thätkräftigen und charakterfesten, zu sittlich, wissenschaftlich und staatsbürgerlich reifen Männern hinielen und gegen krankhafte Auswüchse ankämpfen, welche einer derartigen Erziehung im Wege stehen (übermäßiges Kneipisystem, Zwelwämpe, Entfittlichung, luxuriöse Aemissiverei, Verschwendung u. s. w.) — Man sieht, die Herren meinen es gut, wenn sie die Sache nur gut durchführen. Nur Punkt 1 halten wir für überflüssig, da das deutsch-nationale Bewußtsein sich jetzt schon auf sehr hoher Höhe, manchmal gar auf schwindeliger Höhe umhertummelt. Besser wäre es, wenn die neue Vereinigung das deutsch-nationale Bewußtsein in verständige Bahnen lenken würde! Daß die Heranbildung charakterfester Männer Noth thut, wer möchte das in der heutigen Zeit bezweifeln. Deshalb ist es gut, daß dieses Bestreben zweimal in dem Programm ausdrücklich betont wird.“

Hebung des Bauernstandes ist jetzt die Parole des Herrn Richter und Genossen geworden. Behufs Schaffung kleiner Besitzungen sollen größere Rittergüter parzellirt werden. Das Ganze dürfte sich schließlich als ein Wahlmanöver entpuppen, denn daß die Agrarfrage durch Theilung des Landes aus der Welt geschafft werden kann, glaubt doch der Herr Richter selbst nicht. Neugierig kann man übrigens sein, wieviel Rittergüter den Herren zur Verfügung stehen.

Dem Bundesrath ist eine Kriegs-Transport-Ordnung zugegangen. Die Verhandlungen zwischen den bei der Ausarbeitung der betreffenden Vorlage beteiligten Ressorts haben geraume Zeit in Anspruch genommen und sind insofern beendet, daß das Reglement über die Benutzung der Eisenbahnen zu Militärtransporten im Kriegsfall, sowie die Modalitäten der Anrechnung zwischen der Militärbehörde und den Eisenbahnen festgestellt werden konnte. Das Reglement ist, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, sehr umfangreich, und dürfte seine Verabreichung im Bundesrathe wohl längere Zeit in Anspruch nehmen. Die Frage der Feststellung der Tarife für solche Militärtransporte ist noch nicht erledigt und wird jedenfalls den Gegenstand einer besonderen Vorlage bilden.

Aus den westafrikanischen Kolonien veröffentlicht ein Korrespondent in der „Kölnischen Zeitung“, der die Tropenländer aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, verschiedene interessante Angaben. Danach ist, so bemerkt die „Frei. Ztg.“, das afrikanische Fieber „von unserem Malaria- oder Westfieber ziemlich verschieden und namentlich unendlich viel heftiger und heimtücklicher.“ Westafrika lehrte den Korrespondenten „zum ersten Male die entsetzlich demoralisierende und entmutigende Wirkung wiederholter Fieberfälle kennen.“ Veinade jeder Weise, der sich für längere Zeit an der westafrikanischen Küste aufhält, wird in größerem oder geringerem Maße blutarm. Veinade jeder Weise westafrikaner leidet an Geschwüren, welche durch übermäßige Hautthätigkeit, etwaige und

in diesem Klima sehr schwer heilende Verletzungen der Haut und schlechte Beschaffenheit des Blutes entstehen. Die Veine mancher an dieser Küste lebenden Europäer sind von den dunklen Flecken, welche derartige Geschwüre auch nach der Heilung zurücklassen, so schwarz wie diejenigen der Neger. Leute, deren Blutarmuth und Blutverderbnis einen sehr hohen Grad erreicht hat, bekommen durch Hemmung des Blutumlaufs und durch Ausschüßungen in die Gewebe geschwollene Veine, und wenn sie mit dem Finger auf das Fleisch drücken, verschwindet die Höhlung erst nach längerer Zeit. Es heißt, daß nach dem Auftreten solcher Symptome eine baldige Rückkehr nach Europa geboten sei. Viele Europäer leiden an einer mit unserer Krätze verwandten Hautkrankheit, die „äußerst anstrengend“ ist. Die Feuchtigkeit der Luft ist in Westafrika eine derartige, daß alles und jedes leichter dem Verderben ausgesetzt ist als in unserem trockeneren Klima. Kleider und Stiefel verschimmeln, Handschuhe bekommen Flecken, Photographien verfließen. Zigarren verlieren ihr Aroma und manche Menschen, namentlich auch weibliche, vergilben mit erschreckender Geschwindigkeit. Die schlimmste Seite des westafrikanischen Klimas besteht darin, daß bei längerem Aufenthalte Niemand, buchstäblich Niemand gänzlich vom Fieber verschont bleibt.

Die Verhandlungen der technischen Kommission für Seefahrt, welche jetzt hier stattfinden, werden, wie man der „Nat.-Ztg.“ berichtet, noch eine Zeit lang fortauern. Bekanntlich bildet die Ausdehnung des Unfallversicherungsgesetzes auf die Handelsmarine den Hauptgegenstand der Erörterung; man wird sich indes auch wohl mit der Hochseefischerei und wahrscheinlich auch mit Abhilfe der Mißbräuche beschäftigen, welche der schwunghaft betriebene Handel von Spirituosen, Tabak u. c. mit den Seefischern mit sich bringt.

In Mannheim hat am Freitag die Wahlmännerwahl für die Landtagswahl stattgefunden, bei welcher der Sozialdemokrat Dreßbach kandidirt. Gewählt wurden in 16 von 18 Wahlbezirken 62 nationalliberale, 48 sozialdemokratische und nur 16 demokratische Wahlmänner. In den beiden noch unentschiedenen Bezirken muß das Loos entscheiden. Allenfalls steigen die Nationalliberalen auf 77, allenfalls die Demokraten auf 31. Bei der Wahl des Abgeordneten selbst haben also die Demokraten keinenfalls Aussicht einen eigenen Kandidaten durchzubringen; wenn sie nicht einen Nationalliberalen wollen, müssen sie für Dreßbach stimmen. Da nun der Fall, daß das Loos in beiden unentschiedenen Bezirken nationalliberal stimmt, nicht wahrscheinlich ist, würde dann — wenn alle am Plage sind — Dreßbach mit 72 gegen 69 oder mit 71 gegen 70 Stimmen in den Landtag gelangen, eventuell mit 79 gegen 62.

Ueber neue Zollserhöhungs-Abichten wird der „Frei. Ztg.“ geschrieben: Der Reichskanzler trifft Vorbereitungen, damit die verbündeten Regierungen noch weiter „auf dem Wege einer naturgemäßen Durchbildung und Verbesserung des Zolltarifs“ fortschreiten können, als es durch die Tarifnovelle vom letzten Frühjahr geschehen ist. In seiner Eigenschaft als Minister für Handel und Gewerbe hat Fürst Bismarck die preussischen Bezirksregierungen beauftragt, von den Handelskammern Gutachten über die Zweckmäßigkeit und Höhe eines Eingangszolles auf hölzerne und eiserne Flußschiffe einzufordern. Die Gutachten sollen sich außerdem auf die Vortheile und Nachtheile der Zollbefreiung der Materialien zum Bau, zur Reparatur und zur Ausrüstung von Flußschiffen erstrecken. Nach dem Zolltarifgesetz sind gegenwärtig sämtliche Wasserfahrzeuge, Seeschiffe und Flußschiffe nebst den dazugehörigen Schiffsutensilien, Dampfmaschinen und Dampfseilen, ferner die Materialien, welche zum Bause, zur Reparatur oder zur Ausrüstung von Seeschiffen verwendet werden, vom Eingangszoll befreit, während die Materialien, welche zum Bau u. c. von Flußschiffen benutzt werden, Eingangszoll zahlen müssen. In den Kreisen der Schiffer und Schiffbauer wird das neueste Projekt des Reichskanzlers selbstverständlich lebhaft besprochen; es hat namentlich für die nordostdeutsche Binnenschiffahrt eine große Bedeutung. Aus Böhmen kommen fortwährend die sog. Jillen elbadwärts, Rähne von einer Tragfähigkeit zwischen 2000 und 3000 Zentnern, meist mit Braunkohlen, Obst u. dgl. beladen. Von diesen Fahrzeugen geht ein großer Theil an der Elbe selbst oder in deren Nebenflüssen und den Kanälen, besonders hier in Berlin, in inländischen Besitz über und wird in der Binnenschiffahrt auf den norddeutschen Flüssen und Kanälen namentlich zur Versorgung der Stadt Berlin mit Holz, Kohlen, Ziegel und Kalksteinen, Obst u. s. w. verwendet. Der Werth dieser Jillen beträgt 1500—2000 Mark; ein Zoll von zehn Prozent würde den inländischen Käufer eines solchen Fahrzeuges also mit 150 bis 200 Mark belasten. Der ausländische Besitzer würde von einem Zoll nicht getroffen werden; denn nach dem deutsch-österreichischen Handelsvertrag steht den österreichischen Schiffen die Benutzung der deutschen Wasserstraßen unter denselben Bedingungen frei, unter denen sie den deutschen Schiffsführern gestattet ist.

Aus Thüringen, 10. Oktober, wird der „Nat.-Ztg.“ geschrieben: Die in den Berichten der Handelskammern vielfach laut gewordenen Klagen, daß die Produktion in einem das

war hinter dem Ohre in den Kopf gedrungen und hatte den Unglücklichen augenblicklich getödtet. Das Pferd wurde erst am Nachmittag unverletzt eingefangen. Wir haben damals sofort Alles aufgebieten, den Mörder zu entdecken, aber es fand sich keine Spur, die man hätte verfolgen können. Ein Raubmord lag nicht vor, Uhr und Börse waren bei der Leiche gefunden worden. Ein Mord aus persönlicher Rache konnte auch nicht wohl angenommen werden, denn der Doktor besaß keine Feinde, wenigstens nicht solche, denen man eine solche That hätte zutrauen dürfen. Wie gesagt, die erste Untersuchung ergab gar keine Anhaltspunkte, erst nach mehreren Wochen sollte eine Spur gefunden werden, die aber nur leider nicht mehr verfolgt werden konnte. In der Nähe des Schlosses wohnte damals ein Tagelöhner, ein armer Leufel, der von dem Bewalter des Gutes beschäftigt wurde. Der Mann hieß Ferdinand Palm, er hatte die kleine Hütte von dem Vater seiner Frau geerbt, und Ledermann, der ihn kannte, gab ihm das Zeugnis eines soliden und braven Mannes. Die Frau Palm war vielleicht einen oder zwei Tage vor der Generalin in die Wochen gekommen, und in derselben Nacht, in welcher der General verschied, starb auch ihr Kind. Nachdem das Kind beerdigt war, verließ Palm mit seiner Frau die Hütte und man erfuhr einige Tage später, daß die beiden ausgewandert waren. Wochen verstrichen, die Untersuchung hatte noch immer kein Resultat ergeben, da wurde eines Tages in der verlassenen Hütte Palm's und zwar unter den Dielen des Fußbodens, eine Büchse gefunden. Dieser unerwartete Fund schien einen sicheren Anhaltspunkt bieten zu wollen. Die Kugel, die den Doktor getödtet hatte, passte ganz genau in den Lauf der Büchse, überdies wurde durch Sachverständige festgestellt, daß die Waffe erst vor Kurzem zum letzten Male abgefeuert worden war. Jetzt auch sagte ein Diener des verstorbenen Generals aus, Palm habe Drohungen gegen den Arzt ausgesprochen. Doktor Wieland sollte sich gewiegt haben, das extrankte Kind zu behandeln, und in seiner beliebten Weise die Bitten des Tagelöhners mit einer Grobheit beantwortet haben. Ich bestreite die Möglichkeit dieser Behauptung nicht, und man weiß ja aus Erfahrung, daß ein glühender Haß leicht zum Verbrechen verleiten kann,

aber leider konnte die Sache jetzt nicht mehr verfolgt werden, da Palm inzwischen drüben eingetroffen war und die Auslieferung des Mannes nach den damals bestehenden Verträgen nicht verlangt werden konnte. So mußten die Alten geschlossen werden und bis heute dachte Niemand daran, die Untersuchung wieder aufzunehmen, trotzdem in den gesellschaftlichen Kreisen noch sehr oft die Rede auf jenes geheimnißvolle Verbrechen gebracht wurde.

„Und heute?“ fragte Siegfried erwartungsvoll.
„Heute erhalte ich die Mittheilung, daß jener Ferdinand Palm gestern Abend von da drüben zurückgekehrt ist.“

„Als Vagabund?“
„Nicht doch, es scheint, daß er in Amerika sich ein Vermögen erworben hat, er logirt in einem Hotel zweiten Ranges.“

„Und was nun, Herr Staatsanwalt?“ fragte der Affessor, den ernstlich forschenden Blick auf das Antlitz des alten Herrn heftend. „Glauben Sie mit voller Sicherheit an die Schuld dieses Mannes? Würde er, wenn er schuldig wäre, hierher zurückgekehrt sein.“

Der Staatsanwalt zuckte ungeduldig die Achseln, er schien diesen Einwurf nicht erwartet zu haben.

„Scheinbar ist diese Frage berechtigt,“ sagte er, „aber auch nur scheinbar. Während Ihrer Thätigkeit als Untersuchungsrichter haben Sie doch gewiß zahlreiche Beweise von der Frechheit und Berwegenheit der Verbrecher erhalten.“

„Gewiß, aber Sie geben selbst zu, daß dieser Mann kein Verbrecher jener Sorte ist. Er war ein fleißiger, braver Mann, der die That in der Aufwallung seiner Leidenschaft beging, bei ihm darf also schwerlich Frechheit und Berwegenheit vorausgesetzt werden.“

Der Staatsanwalt schüttelte ärgerlich den Kopf.
„Er kann besondere Gründe für seine Heimkehr gehabt haben,“ erwiderte er, „vielleicht hat er sich damit beruhigt, daß jenes Verbrechen jetzt vergessen sein wird, daß man damals die Büchse nicht gefunden und auf ihn keinen Verdacht geworfen hat.“

„Und was soll nun geschehen?“

Bedürfnis des Konsums weit übersteigenden Maße wird durch den Jahresbericht der Konsular-Agentur der Vereinigten Staaten in Gera bestätigt, namentlich für die Produktion von Kammpart-Wollstoffen, die für Gera und Greibitz so hoher Blüthe steht. Nach diesem Berichte ist diese Produktion theilweise zu Arbeiter-Entlassungen, theilweise zur Einschränkung der Arbeitszeit genöthigt gewesen. Sie leidet merklich unter dem Wechsel der Mode, die sich von einfarbigen Stoffen abgewendet hat, namentlich aber auch unter dem Umstand, daß durch das Sinken der Wollpreise eine große Unruhe bei der Preise und Zurückhaltung der Abnehmer bedingt wurde, ferner durch die in Folge der Erhöhung der Zölle eingetretene Verdrängung der Fabrikate von den Märkten Oesterreichs und Russlands. Auch der Absatz nach England und den Vereinigten Staaten hat erheblich nachgelassen. Aus dem genannten Konsular-Bezirk wurden nach den Vereinigten Staaten exportirt 1883/84 für 1 084 130 Doll., 1884/85 nur für 859 508 Doll. In Folge dessen und da auch der Export von Harmonikas fast die Hälfte zurückgegangen ist, stellt sich der letztjährige Export um 221 460 Doll. niedriger als im Vorjahr. Differenz: 1 050 619 Doll. gegen 1 272 079 Doll. würde größer sein, wenn nicht in Porzellan die Ausfuhr von etwa über 18 000 auf fast 33 000 Doll. gestiegen wäre. Auch Artikel Handschuhe und Blumen weisen eine Zunahme auf. Daß Produktion und Konsumtion nicht mit einander im Einklang stehen, ist eine allgemein bekannte Thatsache. Richtig aber nicht, daß heute schon mehr produziert wird, als wie verbraucht werden kann. Das Bedürfnis nach produzierten Gegenständen ist noch sehr groß, aber die Kaufkraft der Volksmasse ist zu schwach, das ist des Pudels Kern.

Amerika.

Höchst sonderbare Zustände herrschen noch im Staate Delaware, wie aus folgender Korrespondenz der „New York Staatszeitung“ aus Wilmington vom 26. d. M. hervorgeht. Es heißt dort: Die County Court-Sitzung des Septembers Termins ist vorüber; der Richter hat seine Strafen diktiert und zieht sich wieder zurück auf seinen Landhof, den der alte Richter nur dann verläßt, wenn der Gerichtstermin ihn nach Wilmington ruft. Alt sind die Richter alle; denn Delaware stellt Richter auf Lebenszeit an. Was Wunder also, wenn man der Gerichtsbank meistens Männer mit grauem Haupte sieht. Ich hatte Gelegenheit, der September-Gerichtssitzung bei zu wohnen; die Greise im Hintergrunde machten einen ungünstigen Eindruck auf mich, der aber bedeutend abgemildert wurde, als ich die Urtheilsprüche vernahm. So wurden einem Dieb, der einige Schlüssel gestohlen, Doll. 5.75 Geld, die Gerichtskosten, 3 Monate Gefängnis und 10 Dollars auflodert. Ein Einbrecher wurde bestraft um 200 Dollars, Dollars Ertraggelder, die Gerichtskosten, eine Stunde Gefängnis und 20 Hiebe. Einen Anderen, der des Nothwehrversuchs schuldig befunden, verdonnerte der Richter zu Gefängnis, 20 Dollars Strafe, einem Jahr Gefängnis einer Stunde Schandpfehl und 30 Hieben. Am Samstag wurde diese widerliche Exekution, der ich aus Neugierde wohnte, in New Castle vom Sheriff vollzogen. Auch eine Miene verzog die Delinquenten, stoisch wie Greise nahmen die Schwarzen in Empfang, was ihnen vom Gericht diktiert war. Es sind wiederholt Versuche gemacht worden, diese mittelalterliche Strafe des Schandpfehls und des Gefängnisses abzuschaffen, aber der alte, eingeseifte Delaware glaubt fest an den großen Nutzen und Segen dieses „Philadelphia ist nahe“, sagt er, „alles Gefindel würde kommen, wenn es sich nicht vor unseren Thüren hält.“ So halten wir uns das Gefindel vom Leib.“ Wie dieser Glaube aber in's Blaue schießt, sieht man, wenn man einmal die Delinquenten am Plahl mustern, sind lauter Schwarze und mit wenigen Ausnahmen regelrechte Kunden. Der Schandpfehl sammt seinem Prügelninhalts ebenso wenig Nutzen, wie der Ekelkopf und der schwere in der Schule; es wird halt fortgeführt. Allerdings es einige, welche die Krute des Sheriffs fürchten. „Frank“ der berühmte Bankräuber, sagte z. B. unlängst, möchte am liebsten in Delaware verurtheilt werden, wenn die Verd — Hiebe nicht wären.“ Ein Zuchthaus hat Delaware nicht, eine Korrekptionsanstalt fehlt dem Diamantstaat auch der County Jail zu New Castle sitzen die Verbrecher kürzere, aber auch auf Lebenszeit. Der Aufenthalt im Gefängnis ist nur insofern Strafe, als die Inzassen ihrer Freiheit beraubt sind. Das Leben derselben ist ein äußerst fortaltes. So lenne ich z. B. einen Deutschen, der, von Nordes auf 5 Jahre verurtheilt, Alles hat, was sein Leben begehren kann. Jeden Morgen liest er seine Zeitungen, seine Zigarre und hie und da wird ihm ein Maß Bier gebracht. Vor längerer Zeit kam, wie mir der Sheriff selber mittheilt, ein Brauer Wilmington's, in dessen Dienst der Deutsche stand, am hellen Tage mit einem Bierwagen in den County Jail gefahren und lud ein Maß Bier ab. „Das wurde aber doch selber zu schlimm“, bemerkte der gemüthliche Sheriff das Bier wieder ausladen und — am Abend in die Schaffen. Auch richtete der Sheriff diesem Mann seine Dofize, ein recht hübsches tapetirtes Zimmer, als Belohnung.

„Wir müssen ihn verhören.“

„Im Gasthose?“

„Zawohl.“

„Um, Sie verlangen es, und ich muß der Forderung nachkommen,“ sagte Siegfried, der eine ihm selbst unangenehme Abneigung gegen dieses Verlangen fühlte. „Ich will nur, wir gehen zu rasch, zu energisch vor.“

„Die Umstände rechtfertigen es. Wird der Mann warnen, so zögert er gewiß nicht mit der Flucht, und haben noch einmal das Nachsehen.“

„Sie sind also entschlossen, ihn zu verhaften, wenn er sich fängt, gewiß“ nickte der Staatsanwalt.

„Sei es denn! Sie werden mir erlauben, daß meinen Sekretär —“

„Ich habe für Alles gesorgt,“ sagte der Staatsanwalt rasch. „Der Aktuar befindet sich bereits im Hotel, Sie beame erwarten und in der Nähe, und der Aktuar Ihnen nicht nur die Untersuchungsakten, sondern auch die Büchse und die Kugel vorlegen; gilt es doch, den schuldigen im ersten Augenblick der Ueberraschung zu rumpeln. Also kommen Sie, wir dürfen keine Minuten säumen.“

Siegfried holte seinen Hut und verließ mit dem Aktuar den Gasthof. Wenn dieser Ferdinand Palm der Thäter war, dann hatte der Affessor nicht die Berechtigung mehr, einen Verdacht gegen Rabe zu hegen, und das Endresultat dieser Untersuchung verließ sich selbst im Sande.

„Sie werden mir gestatten, daß ich mich an den Verhör beteilige,“ nahm der Staatsanwalt das Wort während sie durch die Straßen wanderten, „ich bin mit dem Inhalt der Akten vertraut —“

„Gewiß,“ fiel Siegfried ihm in's Wort, „aber Sie das ganze Verhör, ich verzichte gerne darauf.“

„Sie scheinen eine Abneigung gegen diesen Mann zu hegen —“

„Das nicht, ich werde, wie in jedem Falle, so offenherzig gesagt, kann ich mich mit dem Gedanken

arzenspiel verständlich will, kann den und m werden. einen Tod Fleisch, Bu schlichten in noch andere
Eine Berlin, ein von Tag Hammer werden. Die Stätter gleichen m
Berichte
Angerichte
werd unse
von we
Friedrich
blüht man
ein Erdbe
mächtigkeit
in gewagte
wert bewir
druch ist
bald dort,
wichtig Bre
gegen die
sich geht.
Niederste
kann haug
Friedrich
einziges S
Dazwischen
und die T
ragenden
verhauent
Häuserle
rüfen wer
hinter ihre
Ecke der M
pakt, der
wenn er n
nur von T
soll. Hier
Dach, do
heben der
Werkzeug
schier unze
an Lauen
Innere der
Auge bloß
die Kloster
Und wie w
durch Barri
Schmutz n
Gänge, die
sehen, aus
ist. Zum e
siraßl hinc
den Laster g
noch unbet
man ihm
turlet war
Gesicht m
den unerm
vom „Arim
Schrift —
Scheiben fi
wie verstein
alles Einflu
hat sie nich
an ihre St
Nähe an.
macht, so
Augen das
hinten die
Ohr löst l
neue Berlin
Umarmung
die letzte
gesehen,
Ede der s
beiden Seit
Ghetto Ber
schen Name
dieser Ma
Das mag
würde der
haben.“
„Und
fragte der
auf eine a
Siegfri
zu haben.
sich daburd
Verdacht
er entspra
wäre läge
wollen.
„Das
suchung da
in ein and
„Sie
Mann gefo
sich erklä
Der
Gasthose st
Nähe stand
„Sie
Beamte nä
ich Sie ru
Der
mit sichtbar
„Gilt
der Wirk,
„Er
eingelehrt
wir werden
ordnen, un
halten wol
nicht Eins
den hat.“
„Und
„Eine
„Den

artenpiel und andere kurzweilige Unterhaltungen stehen selbstverständlich obenan auf dem Tagesprogramm. Wer arbeiten will, kann sich durch Schnitzeln oder Flechten die Zeit vertreiben und nebenbei Geld für Zigarren, Schnaps und anderes verdienen. Verbrecher werden auch als Marktgänger benützt; einen Todtschläger auf den New Castle Markt zu schicken, um Fleisch, Butter und Eier einzulassen — gehört zu den Alltagschreibern in New Castle. — Dergleichen dürfte allerdings kaum noch anderswo zu finden sein.

Lokales.

Eine Stadt in Trümmern — das ist es, was Alt-Berlin, ein wesentlicher Theil desselben seit wenigen Tagen ist, wenn man Tag zu Tag mehr werden wird, bis Brechstein und Hammer und Hebelbäume das Verfallsbild vollendet haben werden. Da reist der Berliner weit hinaus in die Ferne, um die Stätten großer Naturereignisse zu sehen und wer dabei bleiben muß, studirt in den Abbildungen der illustrierten Zeitungen die Verheerungen, welche unbeschreibliche Naturkräfte angerichtet. Und wie bequem hätten sie es doch, ein Wunderwerk unserer Tage zu sehen. In dreißig Minuten erreicht man von weiter den Kreuzungspunkt des Königs- und Neuen Friedrichstraße und wenn man sich links dann hinein wendet, so blickt man in eine Ruinenstadt, von der man glauben dürfte, ein Erdbeben habe in ihr gewüthet, wenn nicht in aller Gemächlichkeit staubbedeckte Arbeiter in schwindelnder Höhe und in gewagten Positionen vor unseren Augen das Verfallsbild bewirkten. — Von einzelnen Vorläufern des großen Abbruchs ist schon berichtet worden. Bald fiel hier ein Haus, bald dort, in die verrufene Königsmauer hatte man sogar leichtgütig Dresse gelegt. Aber was will all jene Vorarbeit sagen gegen die gewaltige Verfallung, die in diesem Momente vor sich geht. In langen Reihen Vernichtung, ein ungeheures Niederreißen. Rücksichtslos gegen Alter und Ueberlieferung kann Haushmann in Paris nicht gewüthet haben. Die Neue Friedrichstraße, von der Königstraße bis zur Klosterstraße ein einziges Schlachtfeld, aufwirbelnder Staub, wie Kanonenschläge zwischen den Boltern und Stürzen von morschem Mauerwerk und die Todten und Verletzten die in unsere Zeit hineintragenden Zeugen von Berlins Vergangenheit. Ueberall Fachwerkbauten, kein einziges massives Gebäude. Wie die großen Häuserreihen fallen und klaffende Wunden in ihre Leiber gestrichen werden, gestatten sie einen Blick in die Straßenzüge hinter ihnen. Aber auch dort nichts als Vernichtung. An der Ecke der Klosterstraße und Neuen Friedrichstraße ist ein Standpunkt, der den Beschauer der Gegenwart vollständig entriecht, wenn er nach Süden blickt. Hier ist er im Kreise rundum nur von Trümmern umgeben. Kein Haus, das weiter bestehen soll. Hier hängen die Arbeiter noch im Sparrnetz des Daches, dort sind sie schon in den Fundamenten beim Ausheben der großen Blöcke, nach rechts mühen sie sich mit ihrem Werkzeu Stein um Stein aus der eisernen Umklammerung schier unerschrockenen Mörkels zu lösen, dann wieder werden an Tauen noch gut erhaltene Balken herabgelassen — und das Innere der Höhlen, in denen die Bevölkerung hauste, ist dem Auge bloßgelegt. Drei Straßen fallen hier zu gleicher Zeit: die Klosterstraße, die Königsmauer, die Neue Friedrichstraße. Und wie wurde hier gehaust! Ueber Berge von Schutt, Sand, durch Barriladen von Balken und Steinen, durch Wägen von Schmutz muß man sich den Weg bahnen, um die verzwickten Gänge, die gemundenen Stiegen, die jämmerlichen Löcher zu sehen, aus denen Berlins Verbrecherwelt ausgeräuchert worden ist. Zum ersten Male seit Jahrhunderten spielt hier ein Sonnenstrahl hinein, kommt ein Hauch frischer Luft hindurch. Aber neben dem Laster gedeihen trotzdem die Blumen und aus dem fast einzigen noch unberührten Hause, das von selbst einstrahlen wird, wenn man ihm diese letzten Anstrengungen nicht bald abnimmt, tauselt zwar eben ein kaum menschenähnlicher Trunkenbold, das Gesicht mit einem strengen Blicke geröthet und gedunsen, scheu den unerwarteten Fremden betrachtend, den er wohl für Einen vom „Kriminal“ hält, — denn er beschleunigt plötzlich seinen Schritt — aber oben vor den seit einer Generation ungeputzten Scheiben stehen doch blühende Fuchsen und hinter ihnen sitzt wie versteinert ein Weib, das Gesicht tief durchsucht und meint alles Einfies, daß die Welt untergeht. Und so ganz Unrecht hat sie nicht. Ihre Welt geht unter. Und die Welt, welche an ihre Stelle treten wird, kündigt sich schon in alternächster Nähe an. Denn wenn Du in scharfer Wendung plötzlich kehrt machst, so ist zu Deinen Füßen Alsbaldplatzler, vor Deinen Augen das dahinsplühende Leben der nahen Börse, weiter hinten die stolze Säulenhalle der Nationalgalerie. Und in das Ohr tönt das Geläute der Pferdebahnen. So nahe war das neue Berlin dem alten auf den Leib getriekt, bis dieses in der Umarmung erdrückt wurde. Es hat ja lange gewüthet, bis die letzte Schweregeit beseitigt wurde. Nun es aber geschieht, geht es auch mit Windeseile. Hier an der Ecke der Königstraße stürzt die Neue Friedrichstraße auf beiden Seiten. Rechts die ehemalige Kaserne, dahinter das Ghettio Berlins, an das heute noch die Hotels mit den hebräischen Namen und die Gänge mit den Kaiser-Siegeln erinnern,

darzwischen die Petlicoaalonne und die „Seven Dials“ Berlins. Links die vornehme Musikhalle, in der Meyerbeer zuerst die Afrkanerin szenenweise aufführen ließ, hinten auf dem Hofe eine Synagoge — Trümmer, Schutt, verschwunden oder im Verschwinden. Aber in Berlin ist nicht allein Zeit Geld. Das alte Wort verträgt hier eine Variante: auch Raum ist Geld. Während oben und rings umher schon Stockwerk auf Stockwerk abgetragen wird, sitzen in einer Kneipe noch die Stammgäste, die ihr die Augen zudrücken wollen und wenn ihnen selbst ob ihres pietätvollen Bestrebens die Augen zu fallen sollten. Jedes Minute und jeder Quadratmeter wird ausgenützt. Stolz und in ihrer ganzen imposanten Würde blickt die Markthalle auf dies Getriebe. Wie schade, meint die „Nat.-Blg.“, daß sie in der der Kaiser Wilhelmstraße zugewendeten Seite nicht eine stattlichere Fassade erhalten. Wahrscheinlich, man möchte wünschen, daß im Interesse der ganzen neuen Straße diesem Mangel noch nachträglich abgeholfen werden möchte. Denn die neue Straße wird überaus imposant werden. Schon erheben sich aus den Ruinen hier und da die Fundamente, ja die ersten Stockwerke. Was neu hergestellt wird, scheint „für die Ewigkeit“ bestimmt zu sein. Welche mächtigen Wölbungen der Keller, welche gigantischen Stredenfelder, welche weitgestreckten Fensteröffnungen. Aus solch einem Fenster machte man räumlich früher die ganzen Facaden in diesen Gassen. Nun, die Alliegengesellschaft kann sich diesen Luxus gönnen. Man berichtet, daß schon nach den Plänen weitläufig die meisten Räume vermietet sind. Der Tabakhandel und der Lederhandel werden sich hier zusammenscharen. — Noch sind wir nur bei einem Theil dieses vordringenden Bildes. Nach der einen Seite ist die Königsmauer schon überbaut, verschwunden ist der Ralandshof, in dem die Ralandsbrüder zuerst als fromme Unterstüßungsgesellschaft ihr Ordenshaus gebaut hatten, bis ihr Treiben zu Unzucht und wilden Orgien ausartete, die ihre Unterdrückung herbeiführten. Ueberbaut auch der Jüdenhof, und schon erhebt sich der Bauzaun vor dem letzten Stücke der ältesten Stadtmauer Berlins. Ringsumher ist schon Alles in Willeidenschaft gezogen. Wohin das Auge blickt, wird dem Beispiele der Stadt Folge geleistet. Es gehört nicht allzuviel Phantasie dazu, wenn man nun dem Zuge der neuen Pachtstraße folgt, sich die Zukunft auszumalen. Noch steht die Pachtstraße mit ihrem Stützpunkt, der Papenhofischen Brauerei, aber ihre Tage sind gezählt. Wie lange noch wird der Markt hier in dem verfallenen Häufelgeriet abgehalten werden. Schon sind die Modelle für das Lutherdenkmal aufgestellt, das sich neben der freigelegten Marienkirche inmitten von Gartenanlagen erheben wird. Auch ihr werdet wandern müssen, ihr unermüdbaren Männer, die ihr an den Ecken der Friedrichstadt Jagd nach alten Kleider macht und sie in den ehrwürdigen Remisen der Rosenstraße via Schrimm in alle jene Theile der Welt schickt, in denen es zunächst noch wichtiger ist, daß man überhaupt bekleidet, als elegant bekleidet erscheine. In der Spandauerstraße rechts und links der Brauhausstraße, welche trostloses Bild. Rothe schreiende Bettel an allen Fenstern: bald Ankündigung von Wohnungswechsel, bald Einladung an Kauflustige „auf Abbruch“ dann wieder Bittel „Sofort zu vermieten“. Das Haus, welches die Tafel zur Erinnerung an Moses Mendelssohn trägt, gehört mit zu den Verfallenen. Und nun geht wieder das alte Bild der Verfallung los: die Brauhausstraße fällt bereits auf der einen Seite, wie weggesetzt ist die Kleine Burgstraße mit der düsteren Durchfahrt, verschwunden Hotel de Saxe, Kriegsakademie, Joachimshalsches Gymnasium. Die streben ebenfalls schon Neubauten in die Höhe und die künftige monumentale Waarenbörse kündigt sich an. — Das ungefähr ist ein Bild, wie es Alt-Berlin heute bietet. Mit jedem Tage verändert es sich. Auch späterhin wird es ja noch Fessendes genug bieten. Aber gerade das Nebeneinander von Einreißern und Aufbauten, dies Ringen von Vergangenheit und Zukunft, dieses Hasten und dieser Wirrwarr sind besonders charakteristisch. Wer weiß, ob in unseren Tagen in Berlin sich noch einmal Gelegenheit bieten wird, Ähnliches zu sehen.

Die städtische Gewerbe-Deputation hat in der bekannten Streiffrage des Vorstandes der Schuhmacher-Innung mit dem Schuhmachermeister Kurin wegen verweigerter Annahme von Sterbekassenbeiträgen an den ersteren eine Verfügung erlassen, in welcher das Verfahren desselben als ungerechtfertigt erklärt und hinzugefügt wird, daß der Vorstand auch, entsprechend der Verfügung vom 27. August dieses Jahres, bezüglich der Ehefrau Kurin den Weisungen der Aufsichtsbehörde nachgekommen ist. In der Verfügung heißt es dann: „Es muß für jetzt unerörtert bleiben, ob gegen den Kurin Gründe vorliegen, auf Grund deren seine Ausschließung aus der Sterbekasse herbeigeführt werden könnte, jedenfalls ist zur Zeit keine Veranlassung, die Kassenbeiträge von dem Kurin nicht anzunehmen, da seine Ausschließung aus der Kasse noch nicht erfolgt ist. Wäre selbst die Ausschließung des Kurin aus der Innung rechtskräftig erfolgt — was zur Zeit nicht der Fall ist — so würde er dennoch sämtliche Rechte und Pflichten eines Kassenmitgliedes haben, bis seine Ausschließung aus der Kasse unter den im § 5 des Kassenstatuts gegebenen Voraussetzungen rechtskräftig erfolgt wäre. Daraus folgt, daß

die Verweigerung der Annahme der Beiträge in den Rechtssinn des p. Kurin gegen die Kasse nichts ändert. Bezüglich der in der Beschwerde von Kurin behaupteten Zurückbehaltung der Quittungsbücher ist eine Neuerung in dem Berichte vom 13. September 1885 nicht enthalten. Sollte die Behauptung des Kurin thatsächlich richtig sein, so wird der Vorstand dieselben herauszugeben haben, und zwar, so weit Zahlung erfolgt oder wegen verweigerter Annahme durch Hinterlegung geleistet ist, gemäß § 8 des Kassenstatuts, nach erfolgter Abstempelung des Buches. Gewerbe-Deputation des Magistrats. gez.: Oberst.“

Im Publikum vor dem Galeschen und vor dem Potsdamer Thor ist, wie der „Voss. Blg.“ geschrieben wird, man ohne Erklärung darüber, welche Gründe die Behörden veranlassen könnten, die Verlängerung der Vorstraße, nachdem die Unterführung derselben fertig hergestellt, das Straßenland in den Besitz der Stadt übergegangen, die Kanalisationsröhren gelegt, das Planum in der mächtigen Breite von 60 Meter eingeebnet ist, nicht dem Verlehr zu übergeben, warum die Arbeiten plötzlich seit Mitte September er. eingestellt, an beiden Endpunkten die Thore geschlossen und Warnungstafeln mit der bekannten Aufschrift: „Unbefugten ist der Eintritt bei Strafe verboten“ aufgestellt sind. Unzweifelhaft hätte sich die Pflasterung der Straße noch vor Beginn des Winters ausführen lassen und die Gesellschaft der Pferdebahn hätte ihre kontraktliche Verpflichtung, den Betrieb dieser Linie zwischen Thiergarten und Moritzplatz am 1. Januar 1886 zu eröffnen, erfüllen können. Die Pferdebahngesellschaft wird im wohlverstandenen Interesse keine Stunde verlieren, diese Linie, welche ihr großen Verlehr und gute Einnahme verspricht, zu beschleunigen; vor Pflasterung der Straße kann sie allerdings nicht vorgehen. Von Mund zu Mund geht die beunruhigende Nachricht, daß die Stadteisenbahnbehörden, nachdem nun die seit Jahrzehnten erwartete und ersehnte Unterführung endlich fertig ist, auf den Gedanken gekommen sind, daß sie sich zwar verpflichtet haben, die Unterführung der Vorstraße herzustellen, daß sie aber nicht verpflichtet sind, das Publikum durchzulassen, weil das Terrain unter den Brücken ihr Eigenthum ist! Ja, es ist auch den Privatbesitzern, deren Terrain die Stadt erworben und bezahlt hat, politisch verboten, ihre Häuse abzubrechen! Es scheint fast so, als ob die Staats- und Stadtbehörden diese Stadtgegend als Kampfplatz zum Ausschütten von Meinungsverschiedenheiten aussersehen hätten. Landwehrkanal, Unterführung, Kreuzberg, Hasenheide, nicht als Differenzen seit Jahrzehnten. Nur in einem Punkte sind diese Behörden sich einig — in der Einschlagung der Steuern von den Bewohnern dieser Stadttheile! Pünktlich, gleich in den ersten Quartalsstagen klopft der Steuererheber des Staates an die Thür, ihm folgt der Steuerbote des Magistrats in wenigen Tagen, bei Beiden steht man aus der einen Tasche die Bräunumerando-Steuerquittungen, aus der anderen Tasche die Siegel für etwaige Pfändungen hervorzuholen. Ist man nicht verleitet, die bekannte Fabel von dem auf die Reihe gehenden Esel, welcher überall arbeiten mußte, den man aber wegen des Futters auf seinen nächsten Herrn vertrittete, als passend anzuwenden? Seit vielen Jahren muß das Publikum in beiden Stadttheilen sich abrennen und abjagen, um auf großen Umwegen zu einander zu kommen, auf der einzigen Verbindungsstraße am Schöneberger-Tempelhofer Ufer müssen oft die Reitstiefel der Kutscher Bahn brechen, während dessen die Behörden ruhig die Steuern einziehen und sich bis in Ewigkeit darüber streiten, wer den Steuerzahlern den Broterwerb zu erleichtern hat, wer dafür Sorge tragen muß, daß der Esel nicht zu Grunde geht. Ihr Behörden, öffnet doch die Thore, beseitigt doch die Warnungstafeln, hört und seht ihr denn nicht, wie euer Esel stöhnt unter der Last?! Soll er euch noch länger dienen, so erleichtert ihm seine Wege, gebt ihm die Vorstraße, stellt an die Stelle der abstoßenden Warnungstafeln die Einladung: „Für den Verlehr frei“, damit der Esel wenigstens durchgehen kann.

Der traurige Fall des Selbstmordes eines Schülers vom Friedrich-Werder'schen Gymnasium ist noch frisch in aller Gedächtnis und schon wieder müssen wir von einem gleichen Vorkommnis berichten, durch welches der Brauereibesitzer A. in tiefe Betrübnis versetzt ist. Der sechzehnjährige Sohn desselben, Schüler der Unter-Tertia der Dorotheenstädtischen Realschule, hatte sich, da er die völliige Reife nach Ober-Tertia nicht erreicht hatte, nach Schluß der Ferien einem Nachgarnen zu unterziehen. Dieses fiel für ihn ungünstig aus, und aus Verzweiflung hierüber beschloß der Knabe, seinem Leben ein Ende zu machen. Er kaufte sich einen Revolver, und in der Nähe des Spandauer Bods erschoss sich in der Nacht vom Montag zum Dienstag der von seinen Eltern geliebte und von all' seinen Schulkameraden gern gesehene Knabe. Ein Brief an seine Eltern, welchen er in der Tasche trug, gab über das Motiv des Selbstmordes Aufschluß und führte zur Kelognosirung des Selbstmörders, welchen auf den Schuß herbeigeeilte Passanten der Spandauer Chaussee aufanden.

Ein eigenthümliches Nachtquartier hatte sich ein älterer, graubärtiger Mann ausgesucht, welcher sich am Montag Abend elf Uhr auf den Steinfliesen im Eingang zu

dieser Mann schuldig sein soll, noch nicht befreunden. Das mag Ihnen seltsam erscheinen, aber es ist so. Ich würde der Untersuchung eine ganz andere Richtung gegeben haben.“

„Und das behaupten Sie, ohne die Akten zu kennen?“ fragte der Staatsanwalt erstaunt. „Haben Sie vielleicht auf eine andere Person Verdacht geworfen?“ Siegfried erschrak, er fürchtete schon zu viel verrathen zu haben. Wenn er seine Gedanken verrieth, so konnte er sich dadurch viel Unannehmlichkeiten zuziehen, und dieser Verdacht entbehrte ja auch bis jetzt jeder Begründung, er entpang nur einer persönlichen Abneigung, und es wäre lächerlich gewesen, dies als Grund anzuführen zu wollen.

„Das nicht,“ erwiderte er, „aber eben weil die Untersuchung damals resultatlos geblieben war, glaubte ich, sie in ein anderes Geleise bringen zu müssen.“ „Sie wußten freilich nicht, daß der Verdacht auf diesen Mann gefallen war, und daraus läßt Ihre Vermuthung sich erklären.“

Der Staatsanwalt blieb mit diesen Worten vor einem Gasthose stehen, und gab dem Polizeiergeanten, der in der Nähe stand, einen Wink.

„Sie werden hier Wache halten,“ sagte er, als der Beamte näher gekommen war, „bedarf ich Ihrer, so lasse ich Sie rufen.“

Der Oberleutnant und der Besitzer des Gasthofes kamen mit sichtbarer Bestürzung aus dem Speisesaale.

„Gibt Ihr Besuch wirklich meinem Hause?“ fragte der Wirth, sich zu dem Staatsanwalt wendend.

„Er gilt speziell einem Gaste, der gestern Abend hier eingelehrt ist,“ lautete die Antwort. „Beruhigen Sie sich, wir werden die Angelegenheit so geräuschlos wie möglich ordnen, und wenn Sie für alle Fälle einen Wagen bereit halten wollen, so wird vielleicht von Ihren übrigen Gästen nicht Einer erfahren, daß eine Verhaftung stattgefunden hat.“

„Und welchen Gast betrifft es?“

„Einen Herrn Ferdinand Halm.“

„Den Amerikaner?“ sagte der Oberleutnant als Antwort

auf den fragenden Blick seines Herrn. „Zimmer Nummer neununddreißig.“

„Befindet sich der Herr in seinem Zimmer?“ fragte der Staatsanwalt.

„Er ist vor einer halben Stunde hinaufgegangen.“

„Haben Sie vielleicht etwas Verdächtiges an ihm bemerkt? Hat er Besuch empfangen oder Briefe abgeschickt?“

„Er ist heute Morgen ausgegangen und bald nach zwölf Uhr zurückgekehrt,“ erwiderte der Oberleutnant. „Bei seiner Rückkehr kam er ins Bureau, um verschiedene Fragen an mich zu richten, und ich glaubte zu bemerken, daß er sehr aufgeregt war.“

„Worauf bezogen sich die Fragen?“

„Auf die Generalin von Studmann und deren Familie.“

Der Staatsanwalt warf seinem Kollegen einen bedeutenden Blick zu.

Er wandte sich um, der Sekretär stand mit einem mächtigen Altenbündel unter dem Arm hinter ihm.

„Wo ist die Büchse?“ fragte er leise.

„Ich habe sie einstweilen in das Zimmer des Portiers gebracht.“

„Und wissen Sie mit Sicherheit, daß sie dort gut aufgehoben ist?“

„Ein Polizeiergeant bewacht sie, er hat strengen Befehl, sie nicht aus den Händen zu geben.“

„Dann ist es gut; folgen Sie uns.“

Der Oberleutnant ging voraus, um den Herren das Zimmer des Amerikaners zu zeigen, und als er jetzt die Thüre öffnete, sturzte Siegfried unwillkürlich, sein Blick fiel auf denselben Mann, dessen Anblick dem Gutsbesitzer Rabe so großes Entsetzen eingeblüht hatte.

So kurz auch der Moment des Entsetzens gewesen war, Siegfried hatte es bemerkt, er erinnerte sich jetzt daran, und diese Erinnerung machte ihn geneigt, den Behauptungen des Staatsanwalts beizupflichten und an die Schuld dieses Mannes zu glauben. Ferdinand Halm ging den Eintretenden mit scheinbar unbefangener Ruhe entgegen, nur als er den Altenstoß bemerkte, wurde sein Blick unsicher.

„Herr Ferdinand Halm?“ fragte der Staatsanwalt, der jetzt den kurzen, scharf abgemessenen Ton eines Inquirenten anstahl.

„So ist mein Name,“ erwiderte der Amerikaner, „mit wem habe ich die Ehre?“

„Untersuchungsrichter und Staatsanwalt!“

Der hagere Mann mit dem wetherharten Gesicht sah die beiden Herren betroffen an, dann schweifte sein Blick hinüber zu dem Aktuar, der den Altenstoß auf den Tisch gelegt und vor demselben Platz genommen hatte.

„Ich kenne zwar den Zweck dieses unerwarteten Besuches noch nicht,“ sagte er, „aber ich glaube die Herren darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ich amerikanischer Bürger bin.“

„Wollen Sie damit einen Protest aussprechen?“ fragte Siegfried.

„Ich kann diese Frage erst dann beantworten, wenn ich den Zweck Ihres Besuches erfahren habe.“

„Es handelt sich um eine Zeugnisaussage,“ erwiderte Siegfried, „die vor vielen Jahren schon von Ihnen gefordert worden wäre, wenn Sie nicht kurz vorher die Heimath verlassen hätten. Sie heißen Ferdinand Halm, nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Ihr Alter?“

„Neunundvierzig Jahre.“

„Sie wohnen vor zwanzig Jahren hier in der Nähe des Schlosses der Generalin v. Studmann. Damals waren Sie Tagelöhner und heute?“

„Heute besitze ich so viel, daß ich von den Zinsen meines Vermögens anständig leben kann,“ erwiderte der Amerikaner mit ehrlichem Stolz. „Ich habe mir das Alles durch meiner Hände Arbeit erworben, und es ist kein Dollar dabei, der nicht redlich verdient wäre.“

(Fortsetzung folgt.)

dem neuen Rudolph Vepleschen Kunstauktionshause in der Kochstraße zur Ruhe niederlegte. Der offenbar Geistesgestörte schien sich in dem Wahne zu befinden, daß er bei sich zu Hause oder in einer Herberge sei, denn er zog sich die Stiefel aus und begann sich zu entkleiden. Als er nur noch Hemd und Unterhose trug, intervenierten einige Passanten und verhinderten, daß der Unglückliche aus dieser letzte Hülle abstreife. Zweien hinzugerufenen Nachwächtern gelang es nur mit größter Mühe, den Irren zur Wiederanlegung seiner Kleider zu veranlassen und sie mußten ihm bei seiner merkwürdigen Toilette, welche trotz der späten Abendstunde zahlreiche Neugierige anlockte, hilfreiche Hand leisten. Der Alte murmelte, gegen die „Ruhestörung“ protestierend: „Ich habe bei Königgrätz in der Schlacht gelegen, ich kann auch hier liegen!“ Da aber seine Geistesgestörtheit nicht von bedrohlicher Art war und er sich schließlich allen Anordnungen der beiden Beamten willig fügte, so begleiteten ihn diese eine kurze Strecke und ließen ihn dann nach einbringlichen Vermahnungen gehen.

Der gerichtliche Konkursmassenverwalter G. Werner hat sich, wie gemeldet wird, gestern früh erschossen. Welche Gründe ihn zu dieser traurigen That veranlaßt haben, ist noch nicht genügend festgestellt. Werner galt als gutmüthig, führte ein großes Haus und besaß ein Grundstück in Französisch-Buchholz. Der Selbstmord Werners erregt in den Kreisen seiner Bekannten großes Aufsehen, da der Verstorbenen hier ein unbegrenztes Vertrauen besaß.

Mit dem Eintritt des rauhen Wetters sind auch die „Valetotmarder“ wieder in Aktion getreten, worauf wir hiermit warnend aufmerksam machen. So wurde am jüngsten Sonnabend einem jungen Manne in einem Lokale am Alexanderplatz der Winter-Überrock, den er an einen Ständer gehängt hatte, von diebstahliger Hand entführt. Als er einen Kellner befragte, ob nicht vielleicht ein Gast den Valetot aus Versehen mitgenommen habe, erhielt er den nur wenig tröstlichen Bescheid, daß dies nicht zu vermuthen wäre und daß soeben auch einem anderen Gaste, einem Arzt, ebenfalls der Winter-Überzieher gestohlen worden sei. Der dem jungen Manne entwendete Valetot ist aus blau-schwarz flockigem Stoff mit vollemem rothfarbigen Futter; unter dem Kragen sind in gelb die beiden Buchstaben J. M. (die Anfangsbuchstaben des Namens des Bestohlenen) und die Firma der betreffenden Kleiderkünstler, A. Wolff u. Co., Gera, eingestrichelt.

Der gefährliche Spezialist, welcher Keinen Kindern unter allerlei Vorspiegelungen auf der Straße Geld und Wertgegenstände abzunehmen pflegt, ist am Sonntag dingfest gemacht worden. Der Kriminalschutzmänn König, welcher am Sonntag Vormittag durch die Schönhauserstraße patrouillirte, bemerkte an der Ecke der Linienstraße eine Menschenansammlung, in deren Mitte ein kleiner Knabe weinend erzählte, ein arbeitslos gekleideter junger Mann habe ihn gegen ein versprochenes Geschenk von 10 Pfennig veranlaßt, sich in das Haus Schönhauserstraße 52 zu begeben, um bei einer dort angelegten Bestimmung auszurichten. Eine Wittwe Schulz habe er aber dort nicht finden können und als er daher unrichtiger Sache wieder auf die Straße gekommen, sei der junge Mann verzwunden gewesen und mit ihm drei Oberhemden, die inzwischen besagter junger Mann in Verwahrung genommen habe und die er, der Knabe, für seine Mutter, die für andere Leute wasche, einem Kunden zutragen sollte. Nachdem der Kriminalbeamte von dem Sachverhalt gehört, nahm er den Knaben an die Hand und ging mit ihm einige Häuser weiter bis zu einer Kaffeekasse, in welcher verdächtiges Gefindel zu verkehren pflegt. Dort stellte er sich unter entsprechender Deckung mit dem Knaben auf die Lauer, und es wahrte auch nicht lange, da rief der Junge freudig aus: „Der da kommt, das ist er!“ wobei er auf einen jungen Mann wies, der eben in die Kasse sich begeben wollte. Der Kriminalschutzmänn nahm den Bezeichneten fest und dieser gestand ohne Weiteres den Diebstahl mit dem Bemerkten zu, daß er die Hemden bereits verkauft habe. Er räumte auch noch ein, im Laufe der vorigen Woche in ähnlicher Weise einem Knaben aus der Rosenstraße ein Portemonnaie mit Geld entlockt zu haben. Auf der Polizei bezeichnete der Spitzhube sich als der 18 Jahre alte Stadtreisende Robert Fischer und meinte, daß er mit der Verhaftung sehr zufrieden sei, da er nun für längere Zeit Unterkunft im Gefängniß finde.

Bermüht! Seit dem 19. vorigen Monats wir der Knabe Anton Bantowski vermißt und ist bis heute trotz aller Bemühungen nicht aufzufinden. Der Knabe ist geboren am 6. Januar 1877, etwa 1 Meter groß, von schlanker Figur, hat hellblondes Haar und war bekleidet mit dunkler Jacke, ebensolcher Hose, blau und weiß geringelten Strümpfen und Schuhen mit einem Knopf. Besondere Kennzeichen: Dem Knaben fehlten oben und unten je 2 Vorderzähne. Hiermit bitte ich Jedermann, mir bei der Ermittlung behilflich zu sein. J. Bantowski, Andreasstr. 66.

Konfessionelles Theater. Nach sorgfältiger Vorbereitung geht nunmehr am Donnerstag (heute) die große 5 actige Oper von Huber: „Der Maslenball“ zum ersten Male in dieser Saison in Szene. Die Direktion glaubt umsomehr dieses äußerst melodiose Werk des geistreichen Komponisten ausführen zu sollen, als dasselbe unbedeutender Wagen hinter dem gleichnamigen Werke von Verdi zurückgesetzt zu werden pflegt, während sich doch das Letzte zum Ersten wie eine schwache Kopie zu einem gelungenen Original verhält. Die Besetzung mit den besten Kräften der Konfessionstheater. Oper gewährleistet neben den hohen Vorzügen des Werkes selbst den besten Erfolg.

Gerichts-Zeitung.

Eine das Vereinsleben tiefberührende Frage gelangte am Montag vor dem Strafsenat des Kammergerichts in der Revisionssinstanz zur Verhandlung. Am 5. und 8. Oktober v. J. fanden zufolge vorbeigeter Verabredung in Friedrichsberg bei Berlin Zusammenkünfte einer größeren Anzahl von Personen im Arnold'schen und Schubert'schen Lokale zum Zweck der Beratung über die Agitation bei den Reichstagswahlen, namentlich über die Erhöhung des Agitationsfonds, und namentlich der Nominierung von freisinnigen Vertrauensmännern für den niederbairischen Kreis statt. Diese Versammlungen, deren Unternehmer nach der Feststellung des Schöffengerichts II der Rentant Blong gewesen, indem er sich die betreffenden Lokale durch eine Anfrage gesichert und auch in den Versammlungen das Wort genommen hatte, waren der Polizei nicht angemeldet worden, weshalb Blong aus § 12 des Vereinsgesetzes vom 12. März 1850 zu 30 Mark, Schubert und die Wittve Arnold aber, welche das Lokale hergegeben hatten, mit je 15 Mark wegen Vereinspolizei-Kontravention bestraft wurden. Auf die Berufung der Angeklagten bestätigte die erste Strafkammer des Landgerichts II am 25. Juni v. J. bezüglich des Blong die erste Sentenz, sprach aber den Schubert und die Arnold frei. Den Blong anlangend, so sei erwiesen, daß in den Versammlungen öffentliche Angelegenheiten verhandelt wurden. Unzweifelhaft sei, daß als Zweck der Versammlungen nur „vertrauliche Besprechungen“ hingestellt wurden, daß kein Bureau gebildet wurde, daß kein Leiter oder Ordner auftrat und daß nur ein kleiner Kreis von Personen anwesend war. Alle diese Umstände seien nicht im Stande, der Zusammenkunft den Charakter einer Versammlung im Sinne des Vereinsgesetzes zu nehmen. — Dagegen sei nicht nachgewiesen, daß die Arnold und Schubert davon Kenntniß gehabt, daß in ihrem Lokale öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden sollten, und seien sie deshalb freizusprechen. — Blong legte gegen seine Verurtheilung Revision ein, und zwar führte sein Verteidiger, R. A. Cassel, vor dem Kammergericht namentlich aus, daß zur Feststellung des Begriffs „Unternehmer“

eine Anfrage, wie sie Blong bei den betreffenden Lokalinhabern gethan, noch nicht genüge, daß jener Begriff vielmehr noch andere Vorbereitungen, z. B. Miethe des Lokals, Bekanntmachung des Termins, Einladung zu demselben u. s. w. erfordere. — Dergleichen zwanglose, jeder parlamentarischen Form entbehrende Zusammenkünfte könnten auch nicht als „Versammlungen“ im Sinne des Gesetzes gelten. Auch seien keine „öffentlichen“ Angelegenheiten verhandelt worden, da es sich lediglich um die zweckmäßigste Ausnutzung der privaten Thätigkeit der Erschienenen zur Herbeiführung der Wahl eines ihnen angenehmen Kandidaten, also lediglich um ein Verhältniß privater Natur gehandelt habe. Derartige Versammlungen seien selbst vor 1848 nicht unter politische Kontrolle gestellt worden. Wenn anderweitige Grundzüge Blong greifen sollten, so läme man zu den bedenkllichsten Konsequenzen. Dann wären selbst Versammlungen, die rein wissenschaftliche oder Wohlthätigkeitszwecke verfolgten, unter Polizeikontrolle zu stellen, und selbst jedes Bierbankgespräch fielen derselben anheim. Der Satz „tres facinus collegium“ könne doch wohl nicht auf in Bezug auf das Vereinsgesetz angewandt werden, auch würde bei der Durchführung des vom Vorderrichter festgestellten Prinzips eine politische Thätigkeit des Wahlkomitees nicht mehr möglich sein. — Das Kammergericht erkannte hierauf nach langer Beratung in Uebereinstimmung mit den Ausführungen der Oberstaatsanwaltschaft (St. A. Lademann) folgendermaßen: Die Vorentscheidung ist insofern aufzuheben, als der Vorderrichter nicht festgestellt, daß Blong zur Zeit, als er sich die Lokale gesichert, bereits gewußt habe, daß in der Versammlung öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden sollten. Mit Ausnahme dieses Umstandes, den auch die Verteidigung hervorgehoben, seien die übrigen Ausführungen der letzteren nicht als durchgreifend zu erachten, und sei die Ausführung des Vorderrichters keine rechtsirrhümliche. Der Begriff „Versammlung“ werde nicht durch Anwendung parlamentarischer Formen bestimmt und eben so wenig könne beweiselt werden, daß das Wahlrecht ein eminent politisches Recht sei und daß Versammlungen, die sich damit befassen, politische, also öffentliche Angelegenheiten erörtern. — Die Revision ist zurückzuweisen, da wegen des ersterwähnten Punktes nochmals mit der Sache zu verfahren habe.

Soziales und Arbeiterbewegung.

In London giebt es verschiedene Schulen, in denen die Kinder der Armen und Arbeiter Mittagsessen erhalten, welches leidlich gut und auskömmlich ist. Es werden meist die bekannten Suppen gegeben, dann aber auch Biddings, Fleisch, Speck u. s. w. Dafür zahlen die Eltern der gespeisten Kinder 40 Pfennige wöchentlich. Natürlich haben die Arbeiterfrauen bei den jetzigen Verhältnissen dadurch eine große Erleichterung. Der Mann weilt des Mittags allzuweit von der Wohnung, als daß er zum Essen kommen könnte, die Frau ist meist auch beschäftigt, so daß sie nun von dem Kochen des Mittagessens völlig entbunden ist. Da die Arbeitsverhältnisse nun einmal so sind, läßt sich gegen diese Einrichtung nicht viel sagen, obwohl das Familienleben dadurch bedenklich in's Schwanken kommt. — Wir sagen oben, daß das Essen in den englischen Schulen leidlich gut und auskömmlich sei; in einer Notiz der „Soz. Korr.“, die sich mit der Frage beschäftigt, wird die Einführung solcher Einrichtungen auch für Deutschland empfohlen, wobei bei der Aufzählung der Gerichte bemerkt wird: „Es dürften brauchbare Ueberbleibsel aus Gasthöfen zu beziehen sein.“ Brauchbare Ueberbleibsel aber werden in den Gasthöfen selbst verworfen; es werden von den Gasthöfen nur undbrauchbare Ueberbleibsel abgegeben. Und die sollen die Kinder der Armen und Arbeiter genießen! Durch solche Vorschläge verdirbt man ja jedem anständigen Menschen vollständig den Magen an der ganzen Geschichte, die ja im Allgemeinen bei den nun leider einmal bestehenden sozialen Zuständen so unheil nicht ist.

Die Gewehrfabrik zu Erfurt hat neuerdings zahlreiche Aufträge erhalten. Gegen 500 neue Arbeiter sind eingestreckt worden. Man sieht also, daß, während die meisten Geschäfte schlecht gehen, die Fabrikation für Kriegsmaterial florirt.

Ein Metallarbeiter in Fürth, ein kräftiger Mann und tüchtiger Arbeiter mit Frau und zwei Kindern, darunter eines schulpflichtig, stellt nach der „Frankfurter Tagespost“ ein Ausgabebudget auf, welches allerdings nach den Begriffen, die ein pommerischer Junker und schlesischer Fabrikant vom Leben eines Arbeiters haben, viel zu hoch erscheint, aber nach den Begriffen, die man vernünftigerweise an das Leben eines Menschen stellen muß, primitiv genug ist. Es ist nicht eine einzige unnötige Ausgabe dabei. Doch hören wir:

	jährlich	jährlich
14 Pfd. Brod a 15 Pf.	2 10.	109.20 Mk.
1/2 Pfd. Butter, Salmalg x.	1.—	52.—
6 Pfd. Fleisch a 50 Pf.	3.—	156.—
Für Frühstück incl. Milch, Zucker und Kaffee	2.80	145.60
Gemüse (Kartoffeln) zum Mittagessen, Gewürze x.	2.50	130.—
Seife, Soda, Stärke x.	0.35	18.20
Taschengeld (Bier u. s. w.) für Mann und Familie	4.—	208.—
Summa	15.75	819.— Mk.

	jährlich	jährlich
Mietzins für eine Wohnung mit 2 Zimmern	150.—	Mk.
Steuern für Staat und Gemeinde	6.20	„
Krankenkassenbeiträge	40.30	„
Brennmaterial	75.50	„
Kleidung für Mann inklusive Kopfbedeckung	60.—	„
„ „ Kinder	30.—	„
Schuhwerk für den Mann	30.—	„
„ „ die Frau	20.—	„
„ „ die Kinder	20.—	„
Werkzeug, Strümpfe, Schürzen x. insgesammt	25.—	„
Werkzeug, Handtücher	12.—	„
Erlaubn. Rückengürtel, Fenster u. dgl.	5.—	„
Ausgaben für Herrichtung der Wohnung, Tücher, Kaminleuchten x.	12.—	„
Kleine Ausgaben für häuslichen Bedarf	5.30	„
Schululenzinsen	10.—	„
Abonnement für Fachschriften, Zeitungen x.	10.—	„
Summa	547.—	Mk.
Dazu obige	819.—	Mk.
Gesamtausgabe	1366.—	Mk.

Der betreffende Arbeiter sagt, daß er trotz seines Fleißes und trotzdem seine Frau tüchtig mitarbeite, diese notwendigen Ausgaben nicht erschwimmen könne. — Wir bemerken hierzu, daß es in Berlin nicht wenige Familien giebt, die für Miethe ebenso viel ausgeben, wie das obige ganze Budget beträgt.

Die Auswanderung ist dort am häufigsten, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse am schlechtesten sind — trotz der gegenwärtigen Behauptung des Fürsten Bismarck. Im Laufe der letzten fünf Jahre sind aus Posen 73 760, aus Westpreußen 80 924 und aus Pommern 94 085 Personen über deutsche Höfen und Antwerpen ausgewandert, während die Auswanderung aus ganz Preußen 511 041 betrug. Die drei Provinzen participiren hieran also mit 248 769 oder 47, pCt., während ihre Bevölkerung nur 17, pCt. der Gesamtbevölkerung der Monarchie ausmacht. In keinem der Jahre bis 1871 zurück ist der Antheil dieser 3 Provinzen an der Auswanderung unter 36 pCt. gegangen, in einzelnen hat er 50 pCt. überschritten. In den letzten 14 Jahren — soweit reicht die geordnete Auswanderungsstatistik zurück — sind 147 780 Personen aus Pom-

mern und 118 404 aus Posen ausgewandert, d. i. 9, pCt. der Bevölkerung nach der letzten Volkszählung. Westpreußen können genaue Zahlen nicht angeben, weil hier die Trennung zwischen Ost- und Westpreußen von 1880 an datirt, in Ostpreußen aber die Auswanderung nur schwach ist. Annähernd kann man schätzen, daß aus Westpreußen seit 1870 130 000 Personen ausgewandert sind, d. i. 9, pCt. der jetzigen Bevölkerung. Stellt man diesen Zahl die entsprechenden Zahlen für wohlhabende Gegenden, z. B. das Rheinland, gegenüber, so findet man, daß hier die Auswanderung fast nur 1/10 so groß ist, wie in den genannten Provinzen. Aus der Rheinprovinz wanderten in den letzten 14 Jahren 44 128 Personen aus, d. i. 1, pCt. der gegenwärtigen Bevölkerung.

Eine Konvention zur Regelung der Produktion der ober-schlesischen Hochofen- und Walzwerke, welche mehr in Angriff genommen worden ist, scheint nicht zu Stande kommen. Es wird immer darauf los produziert und die Preise werden zu einem äußerst niedrigen Preise abgesetzt. Löhne sind in Folge dessen im fortwährenden Sinken, und die Fabrikanten verdienen wenig. Wieder ein Beweis, daß eine Regelung der Produktion nicht auf privatem Wege erzielt werden kann. Also her mit der Bewegung!

Vereine und Versammlungen.

Zur Lohnbewegung der Tapezireer erhalten wir, in Bezug auf den Bericht über die öffentliche Versammlung der Tapezireer in der Nr. 239 des „Berliner Volksblatt“ folgende Schreiben: „Ihr Berichterstatter hat da einige unrichtige Thatsachen betreffend die Tapezireer-Versammlung vom 10. d. zu Tage gefördert und eruchte ich höflichst um deren Berichtigung sowie ich auch um die Erlaubniß bitte, etwas eingehender über unsere Bewegung berichten zu dürfen. In einer vorhergehenden Versammlung war der Beschluß gefaßt worden, denjenigen Prinzipalen, welche Aufbesserungen zugesagt haben, sollte die Kommission dies schriftlich mittheilen lassen. Ich beklammte dies unter Beistand der Kommission lebhaft; aber die Bemerkung, daß die Maurer auch so gegangen seien, bewirkte mit die Annahme des Antrages, was es meine Pflicht als Vorsitzender der Kommission, den Beschluß durchzuführen. Ich hätte mich auch an der Durchführung dieses Beschlusses nicht dadurch beirren lassen, daß den Maurern in Wirklichkeit garnicht eingezahlt ist, ich hätte solchen Beschluß zu fassen. Mir selbst fehlte es an Geld, da die ganze „Aufbesserung“ nur in ca. 40 Werkstätten gefunden hat und ich nach Ablauf von 10 Tagen Zeit „ohne Koken“ den Auftrag im Verein mit einem Kommissions-Mitgliede zu erledigen, so nahm ich keinen Anstand, eine Thatsache, die in verschiedenen Werkstätten bereits 14 und noch länger bekannt war, noch ein paar Tage später konstatiren zu lassen. Ich bemerke hierbei gleich, daß der ganze Lohnbewegungs-Akt nur ein Vorstoß war, dem allerdings im Frühjahr die strikte Durchführung folgen soll. Die Durchführung des sofortigen Beschlusses würde einen Kostenanstieg von 25 Mk. verursacht haben, die ich eben im Hinblick auf den Frühjahrs-Ersparnis wollte. Was nun meine Erregtheit über die Versammlung anbelangt, als Herr Seidel mir vorgetragen, daß ich die Bewegung in den Roth ziehe, bemerke ich, daß der Vorsitzende mir das Wort entzog, als ich Herrn Seidel beweisen wollte, daß seine Reden nicht im Einklange mit seinen Handlungen stehen. Jeder wird mir zugestehen, daß die Worte: Herr Seidel, ich werde Ihnen zeigen, daß Sie anders schwagen und anders handeln, niemals zur Wortentziehung in einer Arbeiter-Versammlung reichten. — Um es kurz zu machen, erkläre ich, daß stets werde ich die Sachen so beleuchten, wie sie sind, mich nicht zu „agitatorischen Schwärzereien“ verleiten lasse, ich meine, die Handlungen müssen agitatorisch sein. In der Handlungen siehe ich zwar nicht unrecht, aber tadelbar. Was nun das Niederlegen meines Vortrages betrifft, so habe ich die Arbeit vollständig unentgeltlich. Die Herren brauchen nur den Wunsch nach Neuwahl der ruhiger Weise auszusprechen und ich berufe die Versammlung sofort ein und füge mich mit dem Kommissions-Mitgliede an. Es wäre aber jedenfalliger gewesen, wenn man über etwaige Verstöße platt gesprochen wäre. Die Bewegung hat dem Sachverhalte Mitglieder zugeführt, sie hat den Werkstätten, welche vorgingen, erheblich genutzt und ihren Zweck als Vorbereitung und Prüfung der richtigen Verhältnisse im Tapezireer-Handel sowie zur Aufmunterung der Lässigen vollständig erfüllt. Mehr war für diesen Herbst nicht in Aussicht genommen. A. Sander, Chausseest. 102.

Eine große öffentliche Versammlung der Verwandten Berufsgenossen findet am Donnerstag 15. Oktober, Abends 8 Uhr, in der Dux-Saale, Or. Franzosenstraße 87, statt. Tagesordnung: Zweck und Erfolge der Lohnbewegung. Die Lohnkommission eruchtet alle Mitglieder der Versammlung recht zahlreich zu erscheinen, da die Bewegung anfängt ernst zu werden. Sämmtliche Drechsler und Fabrikanten sind zu der Versammlung ebenfalls laden.

Der Fachverein sämmtlicher im Drechslerhandwerk beschäftigten Gewerkschaften hielt am Montag den 10. d. im Annin-Hallen, Kommandantenstraße, eine auch sehr zahlreich besuchte Versammlung ab, in welcher Sandermann über den jetzigen Stand der aktuellen Bewegung der Drechsler Berlins referirte und dann die Angelegenheit lebhaft diskutirt wurde. Auch wurde die Beschlüsse der Drechsler-Berliner vereinigt. Der Verein trat an diesem Abend neue Mitglieder bei.

Der Fachverein der Tischler hielt seine Versammlung für den Osten Berlins am Montag, den 10. d. in Säger's Lokal, Grüner Weg 29, ab, in welcher Dr. Stahn einen beifällig aufgenommenen naturwissenschaftlichen Vortrag hielt. Der Vortragende wies nach, wie reich das ausgezeichnete aller Geschöpfe sei, übertrage er alle anderen Geschöpfe durch seine Denkfähigkeit, welche in der Größe des menschlichen Gehirns ihren Ausdruck findet. Die Vögel, bemerkte der Vortragende, haben ein kleines Gehirn und bekümmern in Folge dessen nur ein Denkvermögen, wenngleich einige von ihnen durch die darin gebracht werden können, einige Wörter nachzusprechen. Redner bespricht des Längeren die Unterschiede der Thierklassen. Der Zustand der Erde bewies, merkte er weiter — daß ursprünglich alle lebenden Thiere Wasser lebten, es sei erwiesen, daß überall, wo früher Wasser gewesen sei. Auch auf das Vorkommen lebender Pflanzen wies der Vortragende hin, wie sich dieselben entwickelten. Hierauf ging er auf die Widelung und Verbreitung des Menschen des Alterthums und beantwortete nach Beendigung des Vortrages die ihm gestellte, auf den Vortrag Bezug habende Frage, wann forderte Herr Thierbach die Mitglieder, welche an den Rastler Richter ihre Beiträge zahlen, auf, am den 18. Oktober, recht zahlreich in der Versammlung des Salon, Andreasstr. 21, behufs Wahl der Delegirten Generalversammlung zu erscheinen. Etwaige Mitglieder dieser Sache sind zu richten an Herrn Th. Thierbach, Straße 2, III Treppen. Am Sonnabend, den 17. d. d. v. in der Berliner Ressource, Kommandantenstraße 57, ein Langtränchen. Billets sind nur dort zu beschaffen.

Privat- oder Reichsunterstützung.

Belanlich hat sich in Berlin ein Komitee gebildet zur Unterstützung der Hinterbliebenen der verunglückten Kaiserlichen Kriegskorvette „Augusta“. Dieses Unterstützungskomitee motiviert seine Existenz damit, daß es eintreten werde bei allen Unglücksfällen auf der Marine, „wo der Staat genügende Hilfe zu leisten verhindert ist.“

Das ist, wie die Hamburger „Bürgerzeitung“ schreibt, in der That ein Armutshzeugnis dem Deutschen Reiche ausgehellt, welches dasselbe nicht verdient und welches es auch unter keinen Umständen annehmen dürfte. Noch ist ein Invalidentfond vorhanden, der jährlich sich vermehrt und nach Millionen zählt, noch ruhen 120 Millionen im Spandauer Füllthurm, die im Nothfalle für Unterstützungen genommen werden könnten, noch leistet das Reich viel überflüssige Ausgaben, an denen im Interesse seiner im Dienst Verunglückten oder deren Familien erheblich gespart werden könnte.

Es klingt deshalb wie eine frivole Schmäbung des Deutschen Reichs, wenn man von demselben sagt, daß der Staat, hier das Reich, verhindert sein möchte, genügende Hilfe bei derartigen Unglücksfällen zu leisten.

Die Privathilfe erscheint uns im vorliegenden Falle als eitle Renommisterei. Das Reich ist verpflichtet, für die Familien der verunglückten Seeleute einzutreten, und der Reichstag wird ohne Hörgern die nötigen Mittel dazu bewilligen. Wir sind sogar davon überzeugt, daß der Reichsregierung, wenn sie Noth thut und sie aus irgend einem anderen Fonds vorläufig Unterstützungsgeelder nähme, diese Summen ohne Anstand nachbewilligt würden. Und will die Reichsregierung das nicht, so ist ja der Weisensfonds vorhanden, dem sie leihweise die Gelder bis zur Einberufung des Reichstags entziehen könnte.

Dann würde doch auch einmal aus diesem Fonds etwas Gutes gestiftet.

Wir halten in vorliegendem und in ähnlichen Fällen die Privatunterstützung für geradezu verderblich, da das Reich dadurch abgehalten werden kann, seine Pflicht voll und ganz zu thun.

Außerdem bürgt Niemand dafür, daß die von Privaten gesammelten Gelder nach gerechten Grundregeln zur Vertheilung gelangen, während die Vertheilung der Reichsgelder durch die Gesetzgebung bestimmt wird.

Und Gile ist auch nicht vorhanden, so daß die Privathilfe hier aus diesem Grunde als berechtigt erscheinen könnte. Das Reich hat, wie gesagt, genug Mittel, um jeglicher Noth vorläufig rasch und energisch steuern zu können, ehe überhaupt die Privatunterstützung in Kraft treten kann.

Sämmtliche Ertrunkene sind im Dienste des Reichs, der Gesamtheit, verunglückt; deshalb hat die Gesamtheit, das Reich, und zwar ganz allein, einzutreten. Die Einzelhilfe untermischt das Unterstützungsbedürfnis der Willkür.

Wir deuteten auch oben schon an, daß diese Privathilfe fast nur der Eitelkeit entspringt — das Komitee prangt an der Spitze, die Listen werden natürlich veröffentlicht, die Geldmänner spreizen sich, mancher zeichnet eine Summe, um seinen „Patriotismus“ wiederholt zu zeigen — er hatte dazu doch wähtlich schon genügende Gelegenheiten, als für die Bismarck-Spende gesammelt wurde — und das Ganze wird wieder aufgedunsen zu einer politischen Demonstration.

Vielleicht sind in diesem Falle die Liberalen die Hauptdemonstranten. Doch das ist im Grunde genommen ganz gleich — hier hat Niemand zu demonstrieren und zu prahlen, hier hat die „zahlungsfähige Moral“ ihre Hände fortzulassen — das Reich hat einfach seine Pflicht zu thun.

Gelegenheit wähtlich bleibt es immerfort im Deutschen Reiche, Hunger zu stillen und Wunden zu verbinden, Wittwen und Waisen zu trösten. Man blicke nur gegenwärtig in die Webergenden des sächsischen und schlesischen Gebirges, oder nach den thüringischen Gebirgsgegenden, zum Rhön und dann auch zur Eifel, der Winter scheint streng zu werden — da giebt es genug Elend zu lindern.

Weshalb bilden sich zu diesem Zwecke keine Unterstützungskomitees?

Sind die dortigen nothleidenden, hungernden, frierenden Arbeiter nebst Angehörigen nicht ebenso gut, wie die ertrunkenen Seeleute, Kämpfer für Kultur und Zivilisation? Ist ihr ganzes Leben nicht ein Kampf mit Sturm und Wetter und den dräuenden Bögen des Lebens?

Diese Nothleidenden verdienen doch in erster Linie Beistand. Das Reich, welches auf anderem Wege hier Hilfe schaffen muß, hat keinen direkten Anlaß durch Unterstützungen einzugreifen, desto eher thäte umfassende Privathilfe noth, solange bis die Gesetzgebung Hilfe gebracht hat. Aber da legen die Herren die Hände in den Schooß; das giebt Anstrengung, das giebt keine Ehre, da kann der Eitelkeit nicht geträumt werden. Ganz anders ist das bei den „Helden“ zur See. Jede That, die dafür gesendet wird, ist ein Glied zu einer glänzenden patriotischen Ehrenkette, welche man sich erwirbt, und die zu großem Ruhme der staunenden Welt entgegenstrahlt.

Laße man davon ab, laße man die Eitelkeit und die Prahlerei, lenke man die Privatwohlthätigkeit in andere Bahnen. Wenn man sie bei den Verunglückten der „Augusta“ bethätigen will, so beleidigt man das Deutsche Reich, indem man an seiner Pflichttreue zweifelt.

Politische Uebersicht.

Ein weltbewegendes Ereignis hat sich am Dienstag in Berlin vollzogen: Die Nationalliberalen haben Kandidaten — man denke — selbständige Kandidaten für den Landtag aufgestellt! Es hielt zwar etwas schwer, aus der Mitte der anwesenden Geheimräthe und Professoren die nötigen Kandidaten herauszufinden, schließlich gelang es jedoch, einige der Anwesenden zur Annahme der Kandidatur zu bewegen. Alle Kandidaturplätze konnten nicht besetzt werden, weil sich die in Vorschlag gebrachten durchaus nicht dazu hergeben wollten. Sehr zutreffend wurde von einigen der in Aussicht genommenen Kandidaten darauf hingewiesen, daß die Nationalliberalen ja eigentlich keine Ursache hätten, sich von den Konservativen zu separiren. Dieser Hinweis hatte jedoch keinen Erfolg, da die Leiter der Versammlung die wichtige Entscheidung gemacht haben wollten, daß zwischen Nationalliberalen und Konservativen ein großer Unterschied vorhanden sei. Wie wir hören, soll neuerdings ein Vergrößerungsglas erunden worden sein, mit dessen Hilfe diese Entscheidung gemacht wurde.

In den Ländern der ostafrikanischen Gesellschaft scheint man mit der Absicht schwanger zu gehen, eine neue Art Sklaverei einzuführen. So schreibt ein Kolonist (?) der ostafrikanischen Kolonie, Herr Wilhelm Grasshoff, in einem in der „Täglichen Rundschau“ abgedruckten Briefe, ohne Sklaverei könne man nicht für den Export arbeiten. Herr Friedr. Lange, der frühere Schatzmeister der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, bemerkt dazu, die Umwandlung der jetzt noch dort wohnenden zahlreichen Sklaven in hörige, an die Scholle gebundene Arbeiter unter Ueberwachung der Gesellschaftsbeamten könnte den Bedürfnissen der Kolonisten genügen. — Die Herren „Kolonisten“ scheinen ja eine recht nette „Zivilisation“ in Afrika zu betreiben. Hoffentlich wird diesen Großhändlern und Spekulanten zur rechten Zeit ein Halt geboten, jedenfalls wird der deutsche Reichstag auch noch ein Wortchen mitzureden haben, wenn diese Leute Wiene machen sollten, eine derartige Sklaverei in den deutschen Schutzgebieten einzuführen.

Zur bulgarischen Frage. Das österreichische Regierungskreisende „Wiener Fremdenbl.“ konstatiert heute, daß Oesterreich kaum mehr im Stande sein werde, Serbien zurückzubehalten. Es wird also nicht bestritten, daß Oesterreich bisher Einfluß auf die Entscheidungen Serbiens ausgeübt habe. Bemerkenswerth ist eine Aeußerung des „Oberser“, wonach die Haltung Oesterreichs der schwarze Punkt am orientalischen Horizont sei.

„Wenn zwischen Serbien und der Türkei Feindseligkeiten ausbrechen sollten“, schreibt das Blatt, „ist es unmöglich vorzusehen, daß Rußland oder Oesterreich gleichgiltige Zuschauer des Kampfes zwischen Islam und Christenthum, dessen Schauplatz die Balkanhalbinsel werden würde, bleiben dürften. Diese Eventualität ist zu augenscheinlich, um in Wien übersehen worden zu sein, und wenn Oesterreich, entweder direkt

oder indirekt, ein Vorgehen Serbiens begünstigt, muß es offenbar vorbereitet sein auf die Folgen, die ein solches Vorgehen in sich schließen muß.“

Jetzt muß also wieder das Christenthum als Staffage herhalten, wenn es zum Einschreiten der Russen und Oesterreicher kommt. Dabei ist es längst öffentliches Geheimnis, daß beiden Mächten nur daran gelegen ist, von der in sich zerfallenden Türkei ein möglichst großes Stück zu erhaschen.

In Serbien beginnt bereits die Rauferei im Kleinen. Wie der „Pol. Kor.“ aus Niich gemeldet wird, drangen in der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. 60 montenegrinische Banditen, zumeist Sendlinge des bekannten Belo Pawlovič, über die serbische Grenze, wobei der Ortsrichter von Soanje beraubt wurde. Die Banditen geriren sich als bulgarische Freischäzler. In Folge energischer Verfolgungsmaßregeln schlugen dieselben den Weg nach Bulgarien ein. Ob's wahr ist, daß die Eindringlinge bulgarische Freischäzler waren, muß dahingestellt bleiben, da die gieriigen serbischen Mäzler wähtend auf die Vergrößerung Bulgariens sind und deshalb allerhand Spektakel in Szene setzen, um gegen die Bulgaren aufzuregen.

Die serbische Armee hat gestern den Bormarsh nach der Grenze in der Richtung auf Pirot und Branja angetreten. Das Lager bei Jajcar wurde besetzt. Türkische Truppen sollen sich der serbischen Grenze nähern. In Belgrad glaubt man, daß zwischen Griechenland und Serbien ein Schutz- und Trugbündnis abgeschlossen sei.

Wie aus London gemeldet wird, werden die Signaturmächte der Bforte demnächst eine Kollektionnote überreichen, welche die Anerkennung der bulgarischen Union befürwortet, aber die Wiedereröffnung anderer aus dem Berliner Vertrage entspringenden Fragen entschieden verweigern wird.

Der Fürst von Bulgarien hat sich in einer Ansprache an sein Volk u. A. folgendermaßen geäußert: „Rußland scheint gegen die Vereinigung (Bulgariens) zu sein, vielleicht ist es mehr gegen meine Persönlichkeit als gegen die Vereinigung selbst; in diesem Falle bin ich bereit, abzutreten, wenn Rußland unter dieser Bedingung für die Vereinigung stimmen wird.“ — Der Kandidat der Panславisten für die Nachfolgerschaft Alexander's ist belanlich der Fürst von Montenegro, dessen Rußland unter allen Umständen sicher zu sein glaubte.

Franreich.

Der Konseilpräsident Brisson hat an die Pariser Wähler einen Dankbrief gerichtet, wo in er die Ueberzeugung ausdrückt, daß in der neuen Deputirtenkammer eine republikanische Mehrheit von 150 Stimmen vorhanden sein werde, wozu dann noch die republikanische Mehrheit im Senate komme, so daß die Präsidentschaft der Republik den Republikanern nicht entrisen werden könnte.

Die im Seine-Departement gewählten Republikaner hielten in Paris ein Banlett ab, auf welchem u. A. auch Ledroy und Floquet als Redner auftraten. Ledroy verlangte ein energischeres Vorgehen der Republikaner, namentlich sei nöthig, daß die Trennung der Kirche vom Staate verlangt werde. — Paul Desroulede vertritt die Kandidatur in Paris. Er erklärte dies öffentlich in zwei Versammlungen. Er wird jedoch bei den in Folge von Doppelwahlen nöthig werdenden Ersatzwahlen wieder als Kandidat aufreten.

Paris, 13. Oktober. Der heute Vormittag stattgehabte Ministerrath beschäftigte sich mit der Frage, welche Maßregeln gegen die von konservativer Seite für die Stichwahlen versuchten Wahlmänner zu ergreifen seien. Die Regierung beschloß, von sämmtlichen Beamten eine torrette Haltung zu verlangen. — Die Nachricht, betreffend die Entsendung von Verstärkungen nach Tongking wird auf's Neue für unbegründet erklärt. Die gemieteten Schiffe sollen einzig und allein dazu dienen, diejenige Truppenzahl nach Tongking zu transportiren, welche nothwendig ist, um die Läden auszufüllen, die durch die nach der Heimath entlassenen Mannschaften entstehen.

Türkei.

Der Konstantinopeler Korrespondent der Petersburger „Nowoje Wremja“, ein Beamter der russischen Botschaft am Goldenen Horn, versichert, daß das Gerücht bezüglich der Existenz einer türkischen Verschwörung gegen den Sultan Abdul Hamid vollkommen auf Thatsachen beruhe. Der größere Theil der Verschwörer bestände sich im Auslande, während die in Konstantinopel lebenden Verschwörer mit dem im Tschara-

Feuilleton. Das Mormonenmädchen.

Amerikanische Erzählung

von

Baldwin Willhausen.

(Fortsetzung.)

Beruheten des Häuplings Versicherungen nicht auf einem Tritium, so konnte der betreffende Punkt nur auf der rechten Seite, und zwar dicht hinter der den Thorflügel bildenden Felswand liegen; denn schon nach den nächsten zweihundert Ellen tobte der Strom bereits wieder in eine mächtige Schlucht hinein, in welche in der That noch nie ein Sterblicher eingedrungen war. Die leichte weiße Nebelwolke, welche in der Mäbung der Schlucht über den wirbelnden Fluthen schwebte und beständig mit eigenthümlicher Beweglichkeit ihre Form veränderte, bewies ja zur Genüge, daß sich gerade dort der Wasserfall befand, dessen Geföse die Reisenden schon so lange vorher vernommen hatten.

„Also zwischen hier und dort muß es sich entscheiden, oder wir werden mit in den Abgrund hinuntergerissen,“ sagte Fall leise zu Weatheron, indem er zu ihm herantrat und ihm verstoßen die Hand reichte.

Dieser erwiderte den Druck mit Wärme, und dann trennten sie sich von einander, Jeder bereit, den etwa drohenden Gefahren trotz der Stürze zu bieten.

Schnell näherten sie sich der westlichen Seitenwand. Dieselbe begrenzte den Strom auf ungefähr dreihundert Schritte weiter als die östliche, zeigte sonst aber ganz dieselben Formen. Wie sich aus den Gesteinsfalten ergab, hatten die beiden Thorflügel ursprünglich zusammengehungen und mit den sich gegen Westen vielfach wiederholenden Pfeilern und Thürmen ein großes Ganzes gebildet, welches wiederum nur ein Ueberrest des in dieser Gegend vorzugsweise tief heruntergespalten Hochlandes war. Die westliche Felswand erwies sich als die Vorderseite eines wallähnlichen Plateaus, dessen höchster Punkt sich gegen fünfhundert Fuß hoch erheben mochte. Gegen Norden und Süden senkte

dieser Wall sich stark, so daß die beiden Enden der dem Strom entstehenden Mauer kaum vierzehn Fuß hoch über dem Wasserpiegel lagen. Die ganze Länge der Mauer betrug ungefähr sechshundert Schritte; obgleich zusammenhängend, bildete sie doch in der Mitte einen stumpfen Winkel, in welchem die Strömung des Kolorado sich brach und, heftig abprallend, in gewäher Linie, aber schräger Richtung der durch den Wasserfall gefährlichen Schluchthöpfung zuellte. Was in dem Winkel vorging, konnte also, der seltsamen Formation wegen, weder von oberhalb noch von unterhalb aus bemerkt werden.

Auf diesen Winkel nun schien Rairul seine ganze Hoffnung gesetzt zu haben, denn anstatt, wie früher immer geschehen, das Floß auf der Außenseite des Kanals in ruhigeres Wasser zu drängen, ließ er durch den Wiber an Alle die Aufforderung ergehen, mit äußerster Macht dahin zu arbeiten, daß das Fahrzeug möglichst nahe an die Felswand herantreibe und dieselbe sogar leise streife.

Es geschah, wie angeordnet war. Jeder gebrauchte sein Ruderholz nach besten Kräften, und wenn auch das Floß den wellenförmigen Bewegungen der brausenden Strömung nachgab, und bei den rasch aufeinander folgenden Hebungen und Senkungen Inadte und sich länger auszureden schien, so kamen sie nach den ersten zwanzig Schritten, welche sie an der Felswand hin zurücklegten, doch so nahe heran, daß sie dieselbe mit ihren Händen zu erreichen vermochten.

Sobald sie hart an die Mauer herantreten, waren sie allerdings den Blicken der auf dem Felsenwall aufgestellten Schildwache entriekt; sie bezweifelten indessen nicht, daß sie bis dahin auf's schärfste beobachtet worden waren. Hätten sie aber noch Zweifel gehegt, so wären dieselben gewiß geschwunden, als sie über ihren Häuptern den heisern, jedoch durchdringenden Schrei eines blauen Reihers vernahmen, der gleich darauf von einem ähnlichen Ruf, welchen sie trotz des Rauschens und Brausens unterschieden, vom südlichen Ende des Felsenthores her beantwortet wurde.

Raum befanden sie sich also in der Nähe der Uferwand und auf dem besten Wege nach dem vielleicht noch zweihundert Ellen weit entfernten Winkel, so legten zwei der

Mohaves ihre Stangen zur Seite; dagegen ergriff jeder einen der als Anker dienenden Steine, und sie mit leichter Mühe auf die Schultern hebend, machten sie sich bereit, dieselben auf ein gegebenes Zeichen von sich zu schleudern, während Ireteba und John die Enden der an den Steinen befestigten Stricke hielten, um im entscheidenden Augenblick Beistand zu leisten.

Schnell, wie diese Vorkehrungen auch getroffen waren, hatte das Floß sich doch schneller vorwärts bewegt, und wohl die Hälfte der Entfernung bis zu dem Winkel war gleichsam unter demselben fortgeglitten, als die beiden Mohaves sich zum Schleudern der Steine ansetzten.

Da zeigte sich gegen zwanzig Fuß weit voraus ein dunkler Schatten auf der hellfarbigen Felswand. Derselbe, auf dem Wasser beginnend, gewann während des Heranschließens schnell an Umfang und Dunkelheit.

„Ahau!“ rief Rairul leise aus; die beiden Krieger neigten sich mit einer heftigen Bewegung nach vorn, die Ankersteine durchschnitten die Luft gerade auf den Schatten zu, und klatschend und spritzend fielen sie in einer Felsausbuchtung ins Wasser.

Obgleich die Steine nicht tief sanken und hinter Vorsprüngen auf dem felsigen Boden eine sichere Lage gefunden hatten, so schienen sie beim ersten Anprall doch nicht schwer genug für ihre Zwecke zu sein. Wähtscheinlich wären sie sogar von der Felsplatte wieder herunter ins tiefe Wasser gerissen worden, wenn John und Ireteba nicht durch Nachgeben den Stoß gemildert hätten, diese aber nicht durch das heftige Rudern ihrer Gefährten unterstützt und vor einem Sturz bewahrt worden wären.

Außerdem kam ihnen aber auch zu statten, daß durch die Strömung etwas Wasser in die Höhle hineingedrängt wurde, was sich namentlich bemerkbar machte, als sie das Floß dichter heranzogen.

Rissen die Stricke oder glitten die Ankersteine von der mit ungefähr zwei Fuß Wasser bedeckten Steinplatte herunter, oder reichten endlich die Kräfte der Männer nicht aus, den Stoß aufzufangen, so war ihr Aller Geschick besiegelt. Sie hatten dann die Gewalt über das Fahrzeug verloren, wurden, ein leichtes Spiel der gewaltigen Strömung,

hr. Für die öffentliche Versammlung der Kürschner, welche am Montag bei Seefeld, Grenadierstr. 33, stattfand, lautete die Tagesordnung: „Welchen Nutzen hat der neugegründete Verein der Selbstständigen für die Gesellen?“ — Der Redner wies darauf hin, daß die „Selbstständigen“ (die Kürschner, welche Gesellen beschafften und für Fabrikanten arbeiteten) dadurch, daß sie infolge ihres Zusammenstehens zu einem besonderen Vereine aus der Lohnkommission ausgeschlossen sind und zum großen Theile auch erklärt haben, Beiträge zum Unterstützungsfonds nicht mehr zahlen zu wollen, es der Lohnkommission fürs Erste zur Unmöglichkeit gemacht haben, in erspriehlicher Weise weiter zu arbeiten. Auch der Fachverein sei durch das einseitige Vorgehen der „Selbstständigen“ geschädigt worden. Referent schloß mit der Bemerkung, daß die „Selbstständigen“ wohl bald zur Einsicht kommen werden, daß sie für sich allein eine Besserung der Lohnverhältnisse herbeizuführen nicht im Stande sind. Von den anwesenden „Selbstständigen“ erklärten die Herren Haase, Lewin und Stein, daß sie nie daran gedacht hätten, die Gemeinschaft mit den Gesellen aufzugeben, und Herr Lewin sprach es aus, daß schon jetzt für ihn der „Verein der Selbstständigen“ ein todgeborenes Kind sei. Die weiteren sehr langen Debatten bezogen sich auf die bedauerlichen Vorläufe, durch welche der Rückgang der eine Zeit lang recht erfolgreichen Lohnbewegung verursacht worden ist. Die Herren Berger, Wedemeyer und Stoye (nichtselbstständige Arbeiter) suchten zu beweisen, daß die bedauerlichen Vorläufe nur durch die „Selbstständigen“ verschuldet seien. Die anwesenden „Selbstständigen“ bestritten dies und wiesen darauf hin, daß die nichtselbstständigen Arbeiter, da sie die Majorität gebildet, das, was die Lohnbewegung geschädigt hat, zu verhindern im Stande gewesen wären. Der Antrag, den Herr Stoye stellte, darüber beschließen zu wollen, ob die Lohnbewegung wie bisher noch weiter fortbestehen soll oder ob Gesellen und Selbstständige getrennt von einander vorgehen sollen, und der von den Herren Wedemeyer und Brunerl gestellte Antrag, die bestehende Lohnkommission aufzulösen und den Unterstützungsfonds dem Fachverein zu überweisen, riefen lebhaften Widerspruch hervor. Es wurde beschlossen, daß der Wedemeyersche Antrag für eine baldigst einzuberufende öffentliche Versammlung als erster Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt werden soll. Es wurde dann die Wahl von drei Revisoren für die Unterstützungskasse vollzogen.

Im Fachverein der Stellmacher hielt am Montag, den 12. Oktober, im Vereinslokale Inselstr. 10 Herr Dr. Jadel einen beifällig aufgenommenen Vortrag über: „Geschlechtskrankheiten des Mannes“. Daraus verlas Herr Jadel ein von Hamburg an ihn gerichtetes Schreiben, in welchem mitgeteilt wurde, daß die Statuten des zentralisirten Vereins deutscher Stellmacher vom dortigen Senat genehmigt worden sind, und in welchem der Fachverein der Stellmacher Berlins aufgefordert wird, sich den Hamburger Kollegen anzuschließen. Diese Nachricht führte zu einer sehr erregten Debatte, an welcher sich hervorragend die Herren Glaubig, Hering, Seider, Graad, Klein und Seemann beteiligten. Man kam zu dem Resultat, in nächster Zeit eine außerordentliche General-Versammlung einzuberufen, in welcher zu der Frage Stellung genommen und Beschluß gefaßt werden soll. Eine weitere Debatte entspann sich über den Streik der Risten- und Koffermacher. Es wurde mißbilligend hervorgehoben, daß Stellmacher, welche Mitglieder des Fachvereins sind, den streikenden Risten- und Koffermachern den Weg in ihre Fabrik versperrt haben; dadurch würde der Streik, durch welchen die Ristenmacher ihren gedrückten Lohn ausbessern wollten, illusorisch gemacht. Um gerecht zu sein, wurde jedoch bedauernd die schlechte Lage, in der die arbeitslosen Stellmacher sich befinden, in Betracht gezogen. Trotzdem aber sei das Vorgehen der betreffenden Kollegen immer zu verurtheilen. Herr Glaubig stellte den Antrag, die streikenden Risten- und Koffermacher, die zugleich Vereinsmitglieder sind, aus der Vereinsliste zu unterziehen. Herr Klein trat diesem Antrage mit dem Hinweise entgegen, daß die streikenden Stellmacher aus der Streikliste unterzogen werden; mit gleichem Rechte müßte man die Mitglieder unterziehen, die monatelang arbeitslos seien, sich aber nicht in den durch Streik leergeordneten Werkstätten um Arbeit bemüht haben, um die Erträge desselben nicht zu beeinträchtigen. Entweder, so führte Redner aus, müsse man die Risten- und Koffermacher überhaupt unterziehen, oder man lasse dieselbe ganz fallen. Dieser Ansicht schlossen Herr Hering und andere sich an. Es wurde dann beschlossen, den streikenden Risten- und Koffermachern 15 Mark zu bewilligen. Im Frageliste befanden sich unter Anderen folgende Fragen: 1. Wieviel Stellmacher sind jetzt in Berlin arbeitslos? Dieselbe wurde von Herrn Klein dahin beantwortet, daß nach der Frequentierung der Arbeitsnachweise zu urtheilen 60-70 Stellmacher momentan ohne Beschäftigung seien. 2. Wieviel Stellmacher werden in den königlichen Werkstätten beschäftigt? Aus der Mitte der Versammlung wurde mitgeteilt, daß in den Hauptwerkstätten Ostbahnhof 33, Schleißer Bahnhof 35, Weplerer Bahnhof 35, Hamburger Bahnhof 20, Anhalter Bahnhof 20, Lehrter Bahnhof 13, und Sörliger Bahnhof 12, in Summa also 168 Stellmacher beschäftigt werden.

Das ist Alles. Der Verfasser muß es wohl selbst gefühlt haben, daß diese trockene und unwahrscheinliche Handlung nicht ausreicht, um vier lange Akte zu füllen. Er nimmt daher seine Zuflucht zu dem in letzter Zeit so modern gewordenen „administrativem Weirerl.“ Dasselbe besteht in den ältesten und schälfen Kalauern, die jemals auf einer Poffenbühne abgelagert worden sind, dieselben würden kaum in dem, dem Verfasser geistig so naheliegenden „Alt“ Aufnahme finden können, und das will doch immerhin etwas bedeuten. Das Deutsche Theater, welches sich in gewissen Beziehungen mit Recht als die vornehmste Bühne Berlins fühlt, verliert viel von seiner Würde, wenn dasselbst derartige abgedroschene Trivialitäten erlutet werden. In jedem anderen Theater mit urtheilsfähigem Publikum hätte man jedenfalls recht häufig und recht vernünftig sein Mißfallen über derartige „Scherze“ zu erkennen gegeben, abgesehen davon, daß das Stück auf jeder anderen Bühne mit weniger vorzüglichen Kräften ohne alle Widerrede ausgepfiffen worden wäre. Der Autor kennt jedoch sein Publikum sehr genau, wenn er gleich im ersten Akt den alttestamentarischen Witz macht, daß ein preußischer Alandenlieutenant die Rachel mit der Nebella verwechselt, so weiß er eben, daß er in dieser Beziehung die Lacher auf seiner Seite und somit gewonnen hat. Wir deuteten bereits an, daß die Handlung für vier Akte nicht ausreicht. Wenn wir nun auch absehen von der geistigen Verfahrenheit und der unendlichen Flüchtigkeit, mit der die drei ersten Akte zusammengestellt sind, so kann man den vierten höchstens als einen „Gewaltstakt“ bezeichnen; das Publikum muß bis „gegen 10 Uhr“ im Theater festgehalten werden, gleichviel ob der gute Geschmack in der brutalsten Weise angerempelt wird. Fast in der gesamten Presse fand sich Niemand, der diesen Uebelstand zu rügen versucht hätte. Man kann nicht annehmen, daß derartige grobe Fehler ästhetisch gebildeten Leuten nicht auffallen sollten, aber gradezu ergötzlich ist es, wie sich Freunde und Gesinnungsgenossen des Autors um diesen heillosen Punkt des offenen und ehrlichen Labels herumzubringen versuchen. Uns liegt wenig an den „Erfolgen“ und Lantimen des Herrn Blumenthal, wir können unsere

hsa. In der ersten Kontrol-Versammlung der freilebenden Drechsler, welche am Dienstag Vormittag unter Leitung des Herrn Sündermann in Gradowitz Bierhallen stattfand und zu welcher sich, auf Einladung der Lohnkommission, auch der Obermeister der Drechsler-Innung, Herr Meyer, eingefunden hatte, berichtete zunächst der genannte Vorsitzende im Namen der Lohnkommission über die ihr bis dahin bekannten ersten Resultate des Vorgehens der Gesellen mit den bekannten Forderungen. Hiernach sind — laut den bei der Kommission am Montag und Dienstag eingelaufenen Anmeldungen — die Forderungen in 23 Werkstätten mit ca. 110 Gesellen bewilligt und in 14 Werkstätten mit ca. 52 (jezt streikenden) Gesellen nicht bewilligt worden, während man, ohne fehzugreifen, wohl annehmen dürfe, daß außerdem noch in ca. 25-30 Werkstätten die Forderungen bewilligt worden sein mögen, ohne daß es der Kommission bisher angezeigt wurde. Als Werkstätten, in denen bewilligt ist, wurden bezeichnet; 1. Voigt u. Faulmann, vorm. B. Meyer, Alt-Moabit 124, mit 18 Gesellen (30 pSt. Lohnzuschlag). 2. Walter, Mariendorferstraße, mit 4 Gesellen (25 pSt. Lohnzuschlag). 3. Karl Müller, Friedrichstraße, mit 8 Gesellen (Minimaltarif bewilligt). 4. Habild u. Co., Inhaber Stadt. Schlegel, mit 12 Gesellen (15 pSt. Lohnzuschlag). 5. Kadyl u. Comp., Sebastianstraße, mit 8 Gesellen (18 Mark Minimallohn bewilligt). 6. P. Biller, Andreasstraße, mit 2 Gesellen (Minimal-Tarif bewilligt). 7. Honsaue, Marlastraße, mit 6 Gesellen (Tarif der Wunschischen Werkstat, Ritterstraße 11, bewilligt). 8. Sundermann, Pringensstraße, mit 2 Gesellen (sämmliche Forderungen). 9. Müller, Lauffgasse (ca. 20 pSt. Lohnzuschlag). 10. Wunsch, Salfgasse. 11. Pöschel, Waldemarstraße. 12. Schwarze, Mariannenstraße. 13. Lütgen u. Bruns, Greifswalderstraße, mit 10 Gesellen (15 bis 75 pSt. Lohnzuschlag). 14. Konrad, Kottbuserstraße, mit 1 Gesellen. 15. H. Rauth, Waldemarstraße, mit 2 Gesellen (Minimaltarif bewilligt). 16. Wille, Bulowerstraße, mit 2 Gesellen. 17. Treppin, Dranienstraße, mit 1 Gesellen (25 pSt. Lohnzuschlag). 18. Rahlow, Fruchtstraße, mit 3 Gesellen (15 pSt. Lohnzuschlag). 19. Kästel, Kraußstraße, mit 2 Gesellen (20 pSt. Lohnzuschlag). 20. Eilan Bab, Gütchinerstraße, mit 14 Gesellen (Minimaltarif bewilligt; schlechtere Arbeiten, Muster x. im Wochenlohn mit 21 M.). 21. Th. Gläser, mit 1 Gesellen (25 pSt. Lohnzuschlag). 22. Sträußel, Salfgasse. 23. Bredow, Weinbergsweg (25 pSt. Lohnzuschlag). — Nicht bewilligt wurde und gestreift wird in den Werkstätten von: 1. Lorenz, Beizeffinnenstraße, 2 Gesellen. 2. Hinching, Reichsbergerstraße, 7 Gesellen. 3. Rofe, Adalbertstraße, 6 Gesellen. 4. Engel, Ackerstraße, 4 Gesellen. 5. Grauel, Brandenburgstraße, 2 Gesellen. 6. A. Felt, Brunnenstraße, 1 Geselle. 7. A. Scholz, Reinickendorferstraße, 1 Geselle. 8. Stolzmann, 1 Geselle (auf Knochen- und Eisenarbeit; für Holzarbeit sind die Forderungen bewilligt). 9. Kerner, Blumenstraße, 4 Gesellen. 10. Hübener, Georgenkirchstraße, 3 Gesellen. 11. Käßiger, Waldemarstraße, 1 Geselle. 12. Desorberg, Salfgasse, 2 Gesellen. 13. A. Rische, Wrangelstraße, 2 Gesellen. 14. Weber, Ritterstraße, 2 Gesellen. — In der animierten Diskussion, an der sich viele Redner, zu wiederholten Malen auch Herr Obermeister Meyer, beteiligten, wurden u. A. auch ein paar bekannte, sogenannte „Spezialbuden“ in der Nähe des Weinbergswegs scharf getadelt, weil die betreffenden Gesellen, welche in Folge der niederen Löhne nur bei angestrengtester Arbeit und meist 16 stündiger täglicher Arbeitszeit 18 Mark wöchentlich zu verdienen vermögen, bis jetzt keine Veranlassung zu haben glaubten, mit der Forderung von 18 M. Minimallohn bei höchstens 10 stündiger Arbeitszeit vorzugehen, wobei festzuhalten, daß die erwähnte Forderung nur als Minimalmaß für den Lohn des Durchschnittsarbeiters, des sogen. „schwachen Arbeiters“ gelten soll. Der Ruin des Drechslergewerbes — so wurde ferner gesagt — werde an meisten durch die sogenannten „Küchen-“ oder „Dachstuden-Meister“ herbeigeführt, welche ausschließlich die Hausindustrie kultivieren, d. h. Gesellen außer dem Hause beschäftigen, die in ihren Wohnungen theils auf eigenen, theils auf ihnen gelieferten Drehbänken zu den aller-niedrigsten Löhnen arbeiten und sich in keiner Weise an den öffentlichen Bestrebungen der gewerblichen Interessen beteiligen. Herr Obermeister Meyer erklärte, daß er nicht als Vertreter des eingeladenen Innungsvorstandes habe erscheinen können, da ihm die betreffende Einladung zu spät zugegangen, als daß es noch möglich gewesen wäre, sich darüber mit seinen Kollegen vom Vorstande zu verständigen. Er spreche hier also ganz als Privatmann seine rein persönliche Meinung aus und wünsche der Bewegung einen guten Erfolg. Ebenso glaube er aber auch, daß die Meister überhaupt gegen die höheren Anforderungen der Gesellen nichts einzuwenden hätten, wenn solche nur von sämmlichen Gesellen und bei allen Meistern geltend gemacht würden, da die Meister gleichmäßig unter dem Zwange der Konkurrenz stehen und der Einzelne nicht höhere Löhne zahlen könne, als seine Konkurrenten. Die Innung sei bis jetzt nicht zur Stellungnahme gegenüber der Bewegung aufgefordert worden und habe sich nicht hineindrängen wollen. Doch werde er (Redner) die Angelegenheit nunmehr im Vorstande zur Sprache bringen und dafür sorgen,

Meinung frei dahin äußern, daß dieser Fehler bei einem Dichter, dem eine so außerordentliche Bühnengewandtheit — nachgesagt wird, gradezu unverständlich ist. Die Charaktere sind sämmlich verzeichnet und von unglaublicher Flachheit. Wenn der Verfasser glaubt, daß Leute aus jenen Ständen, die er hier mit möglichst unglücklicher und ungeschickter Hand zu schildern trachtet, sich in Wirklichkeit so ausgefuchst albern benehmen, so irrt er einfach und er vermag Niemanden durch die hin und wieder in den Dialog eingestreuten Gemeinplätze über die Oberflächlichkeit seiner thatsächlichen Beobachtungen hinwegzuführen. Einen Kavallerie-Offizier von so ungeheuerlich naiven Anschauungen, wie ihn Herr Blumenthal darzustellen beliebt, giebt es einfach nicht, und wenn die banalen Witzlein, welche dieser Figur in den Mund gelegt werden, von dem Publikum des Deutschen Theaters bejubelt werden, so zeugt das nur von der berechnenden Klugheit des Autors, der die geheime Eifersucht seiner Zuhörer auf jene exklusiven Kreise sehr genau zu kennen scheint. Von irgend welcher Lebenswahrheit, von irgend welcher psychologischen Feinmalerei ist in der Blumenthal'schen Schilderung durchaus keine Spur zu finden, Herr Blumenthal liebt die Bequemlichkeit, er entlehnt seine Charaktere wahrscheinlich den „fliegenden Blättern“ oder einem anderen Karrikaturenblatt, das wirkliche Leben jener Kreise kennt Herr Blumenthal aus eigener Anschauung entschieden nicht. Und doch ist es gar nicht so schwer, diese wenig sympathische Gestalten in satirischer Weise zu persifliren, dazu gehört aber eine Beobachtung, die nicht aus Witzblättern, sondern aus der Berührung im wirklichen Leben geschöpft werden muß. Ganz ähnlich verhält es sich fast mit allen anderen Figuren des überaus blaublütigen Personenverzeichnisses. Ist denn Herr Blumenthal in der That so unerfahren, daß er meint, es gäbe, außer vielleicht in seiner höchst reichen Phantasie und in einigen Leihbibliotheks-Romanen, wirklich so läppische adlige Hochstapler? Diese Leute zeichnen sich gewöhnlich durch raffinierte Schlaueit, durch exquisite Geschliffenheit ihrer Manieren und ihres Wesens aus, aber

daß jedenfalls in der nächsten Gesellenversammlung am Donnerstag in „Buh' Salon“, Große Frankfurterstraße, Mitglieder des Innungsvorstandes zugegen sind. Verschiedene Redner, wie die Herren G. Kühn (Meister) und Julius Hildebrandt unterzogen die bekannten Unterlassungs- und anderen Sünden der Innungsmeister einer rüchhaltigen, scharfen Kritik. Auch schlug der erstgenannte Redner vor, eine aus Drechslermeistern und Gesellen zusammengesetzte Kommission zu wählen, um Maßregeln zur Beseitigung der größten Mißstände des Gewerbes zu berathen und in Ausführung zu bringen. Wenn die Innung zeigen wollte, daß ihre schönen Reden und Versprechungen mehr als bloße Worte seien, möge sie nach dieser Richtung hin die Initiative ergreifen und eine Meisterversammlung zu diesem Zwecke einberufen.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Ueber die Leistungsfähigkeit der feststehenden Dampfmaschinen in Preußen zu Anfang des Jahres 1885 entnehmen wir der „Stat. Korr.“ folgende Angaben: Von den ermittelten 41 421 feststehenden Dampfmaschinen wurden 38 830 feststehende Dampfmaschinen gepeist, die aus 38 420 Kraftmaschinen, 7 Dampfstrahlen und 403 Dampfhammern bestanden. Von 38 202 Dampfmaschinen konnte die Leistungsfähigkeit ermittelt werden, die im Ganzen 1 221 884 Pferdekraft betrug, während 1879 bei 29 171 Maschinen eine Gesamtleistungsfähigkeit von 887 780 Pferdekraft ermittelt war. Es kam also 1879 auf jede Maschine eine Durchschnittsleistungsfähigkeit von 30.43, 1885 dagegen von 31.98 Pferdekraften. Maschinen mit einer Leistungsfähigkeit von über 100-200 Pferdekraften wurden 1204 (1879 917), solche von über 200 Pferdekraften 1056 (1879 790) gezählt. Bei 396 Dampfhammern wurde ein Gesamtammengewicht von 785 725 Kg. ermittelt. 5 Hammer hatten ein Gewicht von 15 000 Kg. und je 1 ein solches von 20 000 und 50 000 Kg.

Vermischtes.

Serbische Räuberbanden. Belgrad, 16. September. Vor dem Standgericht in Gornji Milanovac findet seit 11. d. die Gerichtsverhandlung gegen die Räuberbande Sipinatin statt, welcher nebst vielen kleinen Räuberbanden und Diebereien 64 große Raubfälle und 47 Morde zur Last fallen. Dem Führer der Bande allein sind 40 Raubfälle und 14 Morde zugehört. Der Morstprozess soll heute beendet und die Massen Hinrichtung morgen vollzogen werden. Der Morde Jakooljevic's ist noch nicht zur Verhandlung gekommen.

Briefkasten der Redaktion.

G. Scheitel. Nach § 7 der Verordnung über die Ausführung der Wahlen zum Abgeordnetenhaus, ist jeder selbstständige Preuze, der das 24. Lebensjahr überschritten hat, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte ist und seit 6 Monaten seinen Wohnsitz in der Gemeinde hat, Urwähler, wenn er keine Armenunterstützung erhält. Die Urwähler wählen zunächst Wahlmänner. Auf 250 Seelen der Bevölkerung ist ein Wahlmann zu wählen. Jeder Landtagswahlkreis wird in verschiedene Urwahlbezirke getheilt, jeder Urwahlbezirk hat 3 Wahlmänner, jede Wahlklasse wählt eine gleiche Anzahl Wahlmänner. Die Klassifizierung der Urwähler geschieht nach folgenden Grundfäden. In Berlin wird die von allen Urwählern gezahlte Steuer in drei Theile getheilt, diejenigen, welche den ersten Theil derselben zahlen, sind Wähler erster Klasse, während die, welche den zweiten Theil aufbringen, in die zweite und der Rest der Wähler in die dritte Klasse eingestuft wird. Nach der für die bevorstehende Wahl aufgestellten Berechnung ist der Mindestbetrag für die Wähler erster Klasse 864 Mark, der zweiten 174 Mark. Alle Urwähler, welche weniger als 174 Mark zahlen, sollen nach der allgemeinen Berechnung in die dritte Klasse kommen. Doch ist in 320 Urwahlbezirken eine besondere Berechnung aufgestellt worden, weil in diesen keine Urwähler vorhanden waren, die einen so hohen Steuerbetrag entrichteten. Zur dritten Klasse gehören alle Wahlberechtigten, auch wenn sie keine Steuer bezahlen. Die Urwähler haben bei der eigentlichen Abgeordnetenwahl garnicht mitzureden. Dies ist Sache der Wahlmänner, welche dazu an einem bestimmten Tage zusammenzutreten. Sowohl die Urwähler als auch die Wahlmänner müssen ihre Stimmen öffentlich abgeben. Da jede Klasse eine gleiche Zahl Wahlmänner wählt, alle drei Klassen aber nur zusammen die Abgeordneten wählen können, so ist es der dritten Klasse nie möglich, einen Abgeordneten ohne Hilfe der zweiten Klasse durchzubringen. Oft genug kommt es vor, daß in der zweiten, namentlich aber in erster Klasse einige Duzend Urwähler ebensoviel Wahlmänner ernennen — denn von „Wählern“ kann oft gar nicht die Rede sein — als tauernde von Urwählern in der dritten Klasse. Daß unter solchen Umständen die Arbeiter auf eine derartige Wählererei verzichten, ist wohl einleuchtend. Es wäre mehr wie schade, wollte man die Wähler erster und zweiter Klasse in ihrem Geschäft stören.

nicht durch die postenhafte Steifbeinigkeit, die ihnen in dem Blumenthal'schen Schauspiel vindiziert wird. Etwas besser, wenigstens geistig mehr durchgearbeitet ist die Rolle des blaflirten Genußmenschen, obgleich die innere Motivierung vollständig fehlt, weshalb dieser Herr, der „alle Schulen durch ist“, unrlöhlich durch die sentimental Anwandlungen einer Frau, die übrigens an einer wahrhaft phänomenalen Verstandeslosigkeit für gewisse Verhältnisse leidet, aus dem reisenden Volk zum lein Wässerchen trübenden Schäfchen wird. Auch die Figur der Frau Gertha von Weidegg, deren Rolle übrigens von der Frau Niemann brillant gegeben wurde und dadurch jedenfalls das Stück vor gänglichem Mißerfolg rettete, entbehrt der geistigen Abrundung. Oskar Blumenthal gefällt sich darin, sich auf seine Kenntniß des weiblichen Herzens etwas einzubilden, hier hat er bewiesen, daß er den weiblichen Charakter, wie er sich in wilder Verzweiflung, in namenlosem Schmerz und in aufjauchender, brausender Freude äußert, herzlich schlecht kennt. Die andere weibliche Figur, ein laum dem Pensionat entschläpfies Fräulein, ist in echt Blumenthal'scher Weise dargestellt: sie rechnet ihrem Bräutigam die Summen ihrer Bildung klipp und klar in Mark und Pfennigen vor. Als ob es sich um den Erfolg eines Blumenthal'schen Schauspiels handelte! Alle übrigen Figuren sind papierne Theaterfiguren, ohne Blut und Leben, wie sie tausendfach von Dichtlingen vor Herrn Blumenthal gemacht worden sind und wie sie tausendfach auch noch nach Herrn Blumenthal über die Bretter gehen werden, vorausgesetzt, daß die Presse sich allen derartigen Nachwerken gegenüber gleich liebenswürdig verhalten wird. Als der Vorhang nach dem vierten Akt fiel, erdönte — lauloses Schweigen, keine Hand wagte sich zu rühren, sogar die Besucher des Deutschen Theaters blieben dieser Blumenthal'schen Arbeit gegenüber kalt, von eisiger Theilnahmlosigkeit. Mit noch größeren geistigen wie körperlichen Kreuzschmerzen verließen wir unseren Gallerieplatz, um tausend Erfahrungen in Bezug auf die „Nache“ reicher.

